

# Kojotenjagd

Gerade noch bemerkte ich, wie ein wolfgroßes Tier – das konnte in dieser öden Wüste nur ein Kojote sein – in mein Zelt schlich, es raschelte und Sekunden später der buschige Schwanz, mein Zelt in schnellem Schritt verlassend, sich entfernte. Das alles wäre nur allzu uninteressant gewesen, wenn das diebische Tier nicht meine kleine gelbe Umhängetasche im Maul getragen hätte. Außer mir vor Zorn, da ich wusste, welche außergewöhnliche Wichtigkeit der Inhalt der Tasche hatte, entschied ich in einem Moment zum nächsten, mein Leben fortan anderen Prioritäten zu unterwerfen und die Verfolgung des Diebes aufzunehmen.

Wohlwissend, dass dieses Unterfangen eine geraume Zeitspanne in Anspruch nehmen könnte und möglicherweise schlichtweg aussichtslos sey, griff ich mir meinen Hut und die große Wasserflasche, die im Camp an meinem Stuhl hing. Den Hut aufgesetzt und die Wasserflasche umgeworfen, begann ich mein Rennen, das eigentlich kein Rennen sondern eine Art rascher, ausdauernder Lauf gewesen war, den ich über die Jahre in meiner Berufung entwickelt hatte. Während ich also mit behenden Schritten zu meinem Zelt lief und den Horizont mit den Augen nach dem Kojoten absuchte, war ich mir bewusst, wie wahnwitzig es im Grunde sey, ein an die Wüste angepasstes Tier wie einen Kojoten zu verfolgen. Jeder wusste das! Aber nicht jeder wusste, was in meiner Tasche war und dieser Inhalt nun diktierte mein Vorgehen.

Genau genommen hatte ich nie zuvor einen Kojoten aus der Nähe gesehen. Doch war es wichtig, wie das Tier heißt, solange ich es wiedererkenne? Obwohl es bereits dämmerte, waren Fellfarbe und Umriss des Körpers nur vage auszumachen. Umso mehr eilte ich, den Schatten nicht aus den Augen zu verlieren, der mit jedem Moment hinter den Felsen verschwinden könnte. Auch war durchaus nicht ausgeschlossen, dass sich der diebische Kojote einem größeren Rudel anschließt, dem ich mich unbe-

waffnet nicht ohne Weiteres hätte stellen können. Aber wie bereits gesagt, bedeutete der Inhalt der Tasche mein Leben, alles was mich identifizierte! Gewiss hätte meine Mutter in diesem Moment gesagt, dass mich viel eher der eiserne Wille, die Verfolgung aufzunehmen, charakterisiert, als irgendein unwesentlicher Gegenstand in einer Tasche. Doch war es das nicht. Was in der Tasche lag, war sozusagen mein Leben.

Mit möglichst unbehelligenden Schritten trat ich stumpf in den Wüstenboden und versuchte sogar, über den Sand eher zu gleiten als zu rennen. Meine Schnürsenkel waren nicht ganz festgebunden, immerhin hatte ich ja gerade vorgehabt, die Schuhe zwecks Zubettgehen auszuziehen. Doch jetzt war ich dermaßen wach, dass sich jedes Tier der Welt vor mir fürchten musste! In weiten Schritten, um nicht über meine Schnürsenkel zu stolpern, *flog* ich auf die Spitze einer erhöhten Felskuppe, um den Überblick zu behalten. Ohne die Gegend und das sich über die Ebene bewegende Etwas aus den Augen zu verlieren, schnürte ich mir die Schuhe und war bereit für eine Fortsetzung der Jagd. Den Hut fest gerückt, die Wasserflasche auf den Rücken gelegt, die Arme frei für die Balance. Sollte dieser Kojote jetzt erleben, was Ausdauer bedeutet ...

Bereits ab der ersten Minute wurde mir klar, dass ich die Hetze nicht gewinnen würde, wenn ich sofort auf eine maximale Geschwindigkeit sprinte und eventuell schon nach einem halben Kilometer so ausgebrannt sein würde, dass ich die Jagd beenden müsse. Stattdessen teilte ich meinen Atem in kleinere, nach Luft schnappende Zyklen und wies diese den Sekunden einer Minute zu, um letztlich meinen Puls zu kontrollieren. Dabei nahm ich in Kauf, zunächst etwas zurückzufallen; jedoch niemals so viel, dass ich den Kojoten nicht hätte wiederfinden können. So schnaufte ich voran, versuchte meine Gelenke an den dauernden Lauf zu gewöhnen, lief mal langsamer, mal schneller, auch abhängig vom Gelände. Erreichten ich und der Verfolgte Gelände mit offener Felslandschaft ging ich schneller, damit das Vorhaben des Versteckens rechtzeitig zu erkennen sey. Passierten wir dagegen eine weitläufig überschaubare Ebene, lief auch ich langsamer, da ich auf Sicht das fliehende Tier im Auge zu behalten vermochte.

Es beruhigte mich ungemein, den Kojoten hin und wieder ebenfalls innehalten zu sehen: Tat er das, ging das mit einem Stoppen meinerseits einher, weil ich noch längst nicht sicher war, ob er wusste verfolgt zu werden. In so einem Moment legte

ich mich flach auf den Bauch und beobachtete ihn hinter einer Böschung oder einem Felsen hervor: Das vorsichtige Tier setzt tatsächlich die gelbe Tasche ab, die es im Maul getragen hatte, leckte sich die Schnauze, blickte sich um und hechelte mit der Zunge. Kaum ein paar Sekunden waren verstrichen, da schnappte er sich wieder das Diebesgut und rannte davon, wie von Donnerrollen gejagt. Und ich sprang auf und versuchte dranzubleiben.

Die Sonne war bereits am Untergehen, als ich den Dieb entdeckt hatte. Etwa zwei Stunden hatte ich den Kojoten bis hierher verfolgt, die Wasserflasche bereits halb leer getrunken. Glücklicherweise stand ein heller Vollmond flach am Himmel, der mich immer wieder die Umrisse des Kojoten erkennen ließ. Einige Male war es schwieriger, die Spur zu finden als Schritt zu halten. Mir war klar, dass sich mein vergleichsweise untrainierter Körper schon recht bald an die beständige Anstrengung gewöhnen und weniger Wasser benötigen würde. Bis dahin aber erwartete ich in den nächsten Tagen Muskelschmerzen, Durst und Erschöpfung. Aber der Inhalt der Tasche war es allemal wert, das Leiden auf sich zu nehmen. Und so lange ich dieses bedeutende Ziel vor Augen hatte, musste sich mein Körper meiner Motivation fügen.

In dieser Nacht würde ich den Kojoten noch gut verfolgen können, doch was wäre in folgenden Nächten? Wenn kein Mond steht, verliere ich das Subjekt schneller als gedacht. Und was dann? Spurenlesen? – So was habe ich nie gelernt. Zum Glück braucht man nicht die geringste Ausbildung oder Erfahrung, um jemanden bei Tageslicht zu verfolgen.

## **Tag 1**

Zu meinem Erstaunen war es mir gelungen, das Tier die ganze Nacht hindurch zu verfolgen. Wer die Länge einer Nacht nicht gewohnt ist, weil er sie normalerweise verschläft, wird erstaunt sein: Es kommt einem vor wie zwei volle Tage – nur dass die in der Dunkelheit liegen. Dabei war es weniger die Müdigkeit, die mir zusetzte, als das wiederholte Innehalten, um in der Finsternis die schwach vom Mondlicht beschienene Silhouette aufzufinden. Das dauerte manchmal mehrere Minuten und drängte mich nahe an die Verzweiflung. Einmal fand ich selbst nach zehn Minuten kein Anzeichen für den laufenden Kojoten, sodass ich den Mut verlor die Verfolgung

fortzusetzen. Schließlich regte sich irgendwo zwischen der Wüsten-Vegetation etwas, fixierte meinen Blick und ich konnte die Jagd fortsetzen.

Sobald sich die erste Rötung des Horizonts wahrnehmen ließ, konnte ich mich kaum noch auf den Beinen halten. Die Feldflasche war längst ausgeleert, die Knie schmerzten, Hände und Lippen waren trocken und rissig vom ewig wirkenden Wüstensand. Zu alledem wurde ich das Gefühl nicht los mich verlaufen zu haben.

Da ich in den letzten Stunden ganz engstirnig nur ein einziges Ziel vor Augen sah, verdrängte sich bald die Frage nach der Richtung meiner Herkunft. Passiert man erst einmal einige Felsebenen und Hügel, findet man gar nichts mehr wieder. Einmal im Kreis gedreht und die Hundert Meter, aus denen man gekommen ist, sehen wieder völlig neu und unerforscht aus. Vor allem, wenn das alles bei Nacht passiert.

Hunger und Erschöpfung plagten mich, wie ich es vorausgesehen hatte. Sehr viel öfter musste ich zum Verschnaufen anhalten, stützte meine Arme auf die Oberschenkel, keuchte ein paar Mal, raffte mich aber wieder und setzte die Verfolgung fort. Verwunderlich war mir, dass sich der Kojote nicht zu einem Versteck zurückgezogen hatte, sondern ganz ohne Ziel weiter geradeaus rannte. Noch viel seltsamer war es, dass er stets in Sichtweite blieb. Sollte ich wirklich glauben, mit einem Kojoten mithalten zu können? Zwar ließ sich kein Boden gutmachen, dafür verlor ich ihn aber auch nicht aus den Augen. Eine ernüchternde Situation.

Umso mehr sollte man meinen, dass ich die Beute einfach aufgabe und zurückkehre. Doch wohin? Ich konnte ja kaum rekonstruieren, wo Norden ist. Wie sollte ich die drei Zelte mitten in der Wüste wiederfinden können? Ob meine Kollegen mein Fehlen bereits bemerkt und sich auf die Suche nach mir begeben hatten? Und so erschien mir der Plan, an der Verfolgung festzuhalten, weniger hoffnungslos.

Im Appell an mein Herz beständig weiterzuschlagen, baute ich mich abermals auf und lief viel langsamer dem Tier hinterher. Würde mir mein inniger Wunsch, der Kojote möge an eigener Erschöpfung zusammenbrechen und liegenbleiben, erfüllt werden? Oder erwartete mich selbst dieses Schicksal?

Gegen Mittag dann wie erwartet der überfällige Hunger; unerbittlich und gierig, so wie ich ihn kannte. Er lenkte mich ungemein vom klaren Denken ab, ließ meinen Blick verschwimmen und mich schwitzen. Tränen voller Salz und Erinnerungen an mühseliges Laufen liefen über die Stirn und direkt in die Augen. Für einen Augenblick wendete ich mein Spähen ab, blinzelte in die grelle Scheibe am Himmel, wischte

mit der Hand im Gesicht herum. Unter der brennenden Sonne rückte ich den Hut gerade und nahm die Verfolgung wieder auf. Ganz egal, wie weit mich dieser elende Kojote treiben würde – ich musste diese Tasche haben! Schwer atmend schleppte ich mich voran. Und obwohl ich kein Gepäck bei mir trug, wurde jeder Schritt schwerer und kürzer. Das Herz wollte mir zerreißen, doch sowohl mein Wille als auch mein Schicksal waren an dieses Tier gebunden, und es zog mich durch die tote Wüste, ohne dass ich darüber nachdachte.

Nach einer Weile drängte abermals der Durst und ich schnappte nach trockener Luft. Aber zum Sterben war es zu früh. Obwohl ich genau darüber wusste, die Wasserflasche bereits restlos geleert zu haben, griff ich dennoch danach, um mich wie ein Verdurstender, an diese eine Hoffnung klammernd, nochmals und immer wieder davon zu überzeugen. Anders als die vorherigen vier Male griff ich dieses Mal ins Leere.

Verblüfft blieb ich stehen. Ich hatte sie verloren! Sie musste mir aus dem Band gerutscht sein und ich hatte es nicht einmal bemerkt! Sollte ich umkehren und meine letzten Kräfte darauf vertun, eine ohnehin leere Wasserflasche zu suchen? – Wo es in jeder Richtung nur unendliche Wüste und damit sowieso keine Möglichkeit zum Auffüllen derselben gäbe? Wäre es dieses Unterfangen wert, die Spur des Kojoten zu verlieren?

Wie das Tier in der Ferne davonzog, beantwortete es diese Frage und ich folgte ihm weiter. Man könnte sagen, es hat mich davor bewahrt, vor Hitze schwachsinnig in der Wüste nach etwas Sinnlosem zu suchen. Vielleicht hat dieser Kojote damit mein Leben gerettet. Aber noch war ich nicht bereit, dies als Wiedergutmachung für seinen Diebstahl anzuerkennen.

Nun würde ich also *nur* vor Hitze schwachsinnig einem an die Wüste angepassten Tier hinterherjagen, während ich langsam verdurste oder vor Entkräftung umfalle. Aber ich sah das matte Gelb der Tasche in seinem Maul davonziehen; sie wieder in meinen Händen zu halten, hielt mich wach und motiviert. Mein Leben gäbe ich dafür und würde es vielleicht auch tun.

Zwei weitere Stunden später war ich so ermattet, dass ich eher taumelte als lief. Zu jeden Schritt glaubte ich das Gleichgewicht zu verlieren und in den Sand zu fallen. Die Fähigkeit eingebüßt, meine Augenlider schließen zu können, visierte ich mein Ziel

an, das sich erstaunlicherweise noch immer in Sichtweite befand. Insgesamt schien sich dieses Wesen nicht schneller voranzuschleppen als ich.

Die Beinmuskulatur schmerzte und begann zu verkrampfen. In einigen Fingern verlor ich das Gefühl und gewann Taubheit, die ich durch Schütteln vertreiben wollte. Der Wind blies jetzt zwar angenehm in meinen Nacken, ließ aber nicht den Sonnenbrand verschwinden. Wie ich sehr gut wusste, war meine Gesundheit kritisch und am Ende des Tages würde auch mein Leben enden. Die Frage »Das alles für eine Tasche?!« stellte ich mir zu keiner Sekunde. Sie war es wert.

Als würde ich in einem Zugabteil sitzen und die Landschaft vor der Fensterscheibe vorüberziehen, so flog auch die reale Landschaft an mir vorbei, ohne dass ich sie mit vollen Sinnen registrierte: Büschel von Gras, vorspringende Felsgebilde, kleine und große Kakteen, Kiesel auf weiter Ebene, Kiesel in Häufchen, Kiesel wohin man sah. Und mittendrin in dieser abwechslungslosen glutheißen Steinwüste ein Jäger und seine Beute, deren Zukunft höchst ungewiss bleibt.

Das Tier drehte in Richtung eines leichten Aufstiegs, wandte sich zwischen den Felsen hinauf bis zum Grat und drehte mir höhnend seinen Blick zu. Die gelbe Tasche leuchtete so wunderbar und als großer Schatz in der Ferne: Unerreichbar wie die im Himmel lebenden Götter.

Ohne Rast zog er weiter direkt über den Grat und auf gegenüberliegender Seite des Hügels wieder hinunter. Nun eilte auch ich mit dem Aufstieg, um das Tier wieder mit meinen Sinnen wahrnehmen zu können. Kaum blickte ich über den höchsten Punkt, ereilte mich ein wenig Hoffnung – da lag eine Stadt! Doch wusste das der Kojote auch?

Die wenigen eckigen Buden glänzten mit ihren grauen und weißlichen Blechdächern schon auf weite Entfernung in der Sonne. Der Dunst ungesättigten Wüstensandes stieg auf, sodass die erwärmte Luft kurz über der Bodenfläche flimmerte und damit die kantigen Konturen der kaum im Detail erkennbaren Gebäude verschwimmen ließ. Was für ein Ort konnte das gewesen sein? – Ich hatte nicht die geringste Ahnung. Ohnehin sah in dieser Gegend jede Ortschaft gleich aus: Derselbe Aufbau, gleiche Gebäude, gleiche Menschen, gleiche Berufe. Was mich jedoch interessierte war, dass ich dort Lebensmittel, vorrangig Wasser, bekommen konnte, um dann gestärkt meine Verfolgung fortzusetzen. Aber der ersehnte Plan würde insgesamt nur dann gelingen, wenn auch der Kojote sich der Stadt nähert; nur dann erhielt ich die Chance, mich in der Stadt umzusehen und sogleich wieder meine Jagd fortzusetzen.

Wendete er sich jedoch ab und würde eine zu diesem Ort abweichende Richtung einschlagen, sollte dies meinen Tod bedeuten. Stärker als je zuvor hatte der verdammte Kojote Kontrolle über mein Leben.

Noch eine ganze Weile lang war nichts entschieden. Meter um Meter kamen wir näher: Über uns der erstaunlich strukturlose Himmel, nur am Horizont in weiter Ferne hatten sich ein paar Wolkenfetzen zusammengefunden und verharreten regungslos in der Schwebel. Zu beiden Seiten nichts als Leere. Ich bin mir dessen bewusst, dass eine Gegend wie diese alles andere als leblos ist. – Doch wirkt sie auf einen durch sie hindurch Rennenden mit einem bestimmten Ziel vor Augen genau so.

Und ich erinnere mich dennoch an einige Begegnungen mit »größeren« Tieren, so wie zwei unter Felsen zusammengerollten Schlangen im gelben Schuppenkleid als auch kleinen Agamen und anderem Echsengetier, das im Anblick meines bewegten Schattens über die heißen Felsen huschte.

Die Schuttkegel an den steinigen Hügeln flankierten weite Ebenen, auf denen sich kaum eine Erhöhung fand; Gras bewachsene Beulen wuchsen auf dem Angesicht der Erde wie Pusteln auf der Haut eines Verwesenden. Einzig die Farben des Bodens begründeten die Dynamik der Wüste und widersetzten sich der allgemein erdrückenden Kultur dieser Landschaft. Wie auffällig mussten doch ich und der Kojote mit der gelben Tasche im Maul gewirkt haben!

Noch immer hatte er keine andere Richtung eingeschlagen, sondern hielt weiterhin auf die Ortschaft zu. Die Gebäude wuchsen im Anblick meines erschlafteu Körpers, und so lange ich die Augen geöffnet halten konnte, starrte ich sie an. Immer dichter standen die Hütten nun, Autos wurden sichtbar. Strommasten erhoben sich aneinandergereiht entlang einer schmalen Straße, an der neben einer Scheune und einem Postkasten sonst nichts anderes zu finden war.

Die ganze Zeit über verlor ich den Dieb nicht aus den Augen. Mit Gelassenheit, und trotzdem mir immer einen Schritt voraus, trottete er dahin, genau auf den Ort zu. Dies bedeutete Glück für mich.

Ausgesprochen ruhig wirkte die Gegend, seichte Lüfte wehten. Im Grunde sah es hier nicht anders aus als in jenem Teil der Wüste, den ich bereits durchquert hatte. Nur, dass man hier einige Schuppen zwischen die Grasbüschel gesetzt hatte. Würde ich jemandem erzählen, wie weit ich bereits gelaufen bin, könnte man mich für verrückt erklären! Das gilt vor allem dann, wenn ich vom Grund meiner Reise erzähle.

Der Kojote näherte sich einem der Strommasten, schnupperte daran und drehte sich zu mir um, als wolle er prüfen, ob ich noch immer bei ihm sey. Auch ich blieb durch das Beobachtete stehen und legte leicht vorgebeugt und keuchend die Hände auf die Knie. Für jede gewährte Pause war ich dem Tier höchst dankbar. Plötzlich sprang der Kojote los – wie aufgeschreckt – und sprintete in die Stadt hinein!

Nun war Eile geboten: In meinem ausgedürtem Gehirn ging nur das Vorhaben für die nächsten Minuten herum: Möglichst schnell Wasser in Flaschen auftreiben, einen Happen essen, und sofort wieder hinterher. Doch alles verlief etwas anders als vorgestellt. Der Kojote war inzwischen weiter in den verlassen wirkenden Ort eingedrungen und hinter einer Häuserecke verschwunden.

Auch ich offerierte nun die letzten Kräfte und rannte mit krampfenden Beinen, Schwindel, trockenem Hals und schweißgebadet zwischen die Häuser. Ich passierte einen Garten und eine Veranda, sah aber immer noch keinen Einwohner. Dann kam ich recht schnell auf eine Art Hauptstraße, die nirgendwo abzuzweigen schien und geradewegs durch den Ort führte. Das Straßenpflaster hatte sich durch die heutigen Temperaturen noch mehr erhitzt als der Wüstensand; und ich fühlte, dass das Gummi meiner Schuhsohlen zu schmelzen beginnen könnte, wenn ich mich nicht weiter bewege.

Schaute ich über die Straße in die eine Richtung, erkannte ich am Ortsausgang eine Tankstelle mit zwei Zapfsäulen, und einen großen Parkplatz, auf dem sogar einige Autos standen. Ob mir die Idee kam, eines davon zu stehlen und dadurch die Verfolgung zu einem schnelleren Ende bringen zu können? – Natürlich! Doch fehlte mir die Zeit, in einen solchen Wagen einzubrechen, geschweige denn ihn kurzzuschließen; sofern ich gewusst hätte, wie das geht! Und wer konnte mir garantieren, dass der Kojote in Zukunft einen Weg läuft, der auch mit einem Auto befahrbar sey? Ein paar flache Gebäude flankierten den Parkplatz, noch immer kein Mensch zu sehen. Nun dämmerte es bald.

Die Tasche entfernte sich mit jeder Sekunde weiter von meinem Geist; was folgt, ist ein unkoordinierter Wust aus falschen Prämissen. Ich sehe das Tier vor Augen – doch es ist es nicht, das mich interessiert. Noch nicht einmal die Tasche ist wichtig für mich. Sondern allein ihr Inhalt.

Ich wurde geboren als Sohn eines relativ stringenten Oberschullehrers und kenne daher von Haus aus die beklemmenden Prinzipien von Zucht und Ordnung. Man



könnte sagen, dass ich eine der Erziehung ebenbürtige Struktur in meinem Gedächtnis aufgebaut habe. Unter anderem aus diesem Grund fällt es mir ungewöhnlich schwer, Ereignisse oder Personen aus meinem Leben zu vergessen. So kann ich mich genau erinnern, welche Kinder zu meinem 9. Geburtstag bei mir daheim erschienen sind und welche Geschenke sie mir überreichten. Ich weiß die Lebensdaten beinahe jeden Familienmitglieds. Auch ist mir lebhaft in Erinnerung der Ort und die Zeit, zu denen ich mich erstmalig mit einem Mädchen geküsst habe.

Warum ich nun dieses Talent betone? – Weil es genau eine Ausnahme gibt. Eine Erinnerung, die ich zu behalten einfach nicht fähig bin. Und es ist keine triviale Sache, nein, es ist für den Fortgang meines Daseins und den inneren Frieden von außerordentlicher Wichtigkeit! – Wenn ich doch nur an diese Tasche herankäme!

Mein schummriger, verzweifelter Blick taumelte in die andere Richtung, nach Süden, und fixierte im Bild der sich verneigenden Sonne einige weitere unauffällige Gebäude; von diesem wiederum waren nur drei mit einem Schild ausgezeichnet: Ein Tierarzt hatte hier seine Praxis, aber sie wirkte unbelebt wie alles andere in diesem Ort. Das zweite Schild erinnerte mit seinen leuchtend blauen Buchstaben auf weißem Grund an das Logo einer bekannten Auto-Werkstatt-Kette, nur genau konnte man das auf diese Entfernung unmöglich erkennen. Zu diesem Zeitpunkt beschlich mich das Gefühl, es fehle an jeder Möglichkeit hier vor Ort etwas zu Essen aufzutreiben. Bis ich etwas finde oder herumgefragt hätte, wäre der verflixte Kojote schon viel zu weit entfernt! Aber war ich auch mutig genug, des Überlebens wegen in eines der Häuser einzubrechen? Steckte in mir die Courage zur wenn auch aus der Not abgeleiteten Kriminalität? Schließlich sah ich auf das dritte Schild: ein Geschäft mit weiten, lichterfüllten Fenstern zur Straße hin und mit einem Eingang direkt an der Straßenecke zur nächsten Querstraße. Über der Tür ein auffälliges, mit rotbraunen Sternchen dekoriertes Schild: »Maries Diner«.

Gebannt joggte ich vorsichtig darauf zu, stets auf Verfolger oder misstrauische Blicke der Einheimischen bedacht; aber da war niemand! Ich überquerte den Mittelstreifen der Straße und kam dem Geschäft schon ganz nah; noch immer alles wie ausgestorben: Kein Mensch an den Fenstern der umliegenden Gebäude, keine Personen auf der Straße. Kein Auto fuhr, keinerlei Geräusche. Stille, dass man meinte, bis zur großen Stadt hinter der Wüste lauschen zu können. Als wäre dieser Planet evakuiert worden, und man habe mich zurückgelassen. Und den Kojoten als meinen

Zeitvertreib. Vom Raumschiff im Erdorbit schauten die abreisenden Erdlinge auf mich nieder, lachten und schlossen Wetten ab, ob zuerst ich oder der Kojote verdurstet. Und langsam fiel mir auch gar nicht mehr auf, welchen Schwachsinn ich angesichts Wassermangels von mir gab.

Genau drei Wagen standen vor Maries Diner und es drängte sich die Frage in den Vordergrund, ob ich umfallen und gestorben liegenbleiben würde, noch bevor ich mit der Tatsache konfrontiert wäre, dass das Restaurant geschlossen ist. Gänzlich am Ende meiner Kräfte trottete ich voran und fühlte, dass es zu Ende ging. Diese wären die letzten Schritte meines Lebens, und es waren Schmerzhaftes. Sie würden mich mit dem im Takt schlagenden Auftritt meiner Schuhe in eine Welt aus Nichts begleiten. Verreckt auf der Straße vor Maries Diner, in einer namenlosen Stadt und ganz alleine. – Hätte ich doch nur die Tasche bei mir! Dann wäre alles nicht so schlimm.

Wenigstens blieb mir genug Verstand zu entscheiden, dass ich nicht im Bade meines Schweißes sterben wollte: So öffnete ich die drei obersten Hemdknöpfe und blies mit trockenem Atem direkt ins Hemd selbst hinein. Eine unsichtbare Wolke aus angestauter, heißer Luft drang hervor und stieg vor meinem Gesicht auf. Zu fühlen, wie eine solche Anballung an Hitze meinen Leib verlässt, kann einen psychologischen Effekt bewirken, bei welchem eine neue Hoffnung, neue Kraft gegeben wird. Das gleiche passiert meistens auch, wenn man sich von einem dreckigen, unrasierten und in Lumpen gehüllten Kerl in einem sauberen, gepflegten und in frische Kleider gehüllten Mann verwandelt.

Der in der Tagessonne verdunstende aufsteigende Nebel verwischte meine Sicht und mehr als zuvor besann ich mich auf mein Gehör. Die Augenlider waren kaum zu kontrollieren und schnappten nach eigenem Gedenken auf und zu, an beiden Schläfen spürte ich den intensiven Venendruck in Form meines Herzschlags. Dabei war ich nicht sicher, ob die unregelmäßigen Schläge tatsächlich in dieser Frequenz von meinem Herzen kamen, oder ich einfach nur sporadisch einige wahrnahm und einige nicht. Alles an mir wies darauf hin, dass ich kurz davor war umzufallen und das Bewusstsein zu verlieren.

Noch wenige Schritte trennten mich von demjenigen Laden, in dem ich Essen und Trinken zu finden erhoffte. Mir war auch klar bewusst, in nächster Zeit ein kleines Verbrechen zu begehen, da ich ja kein Geld bei mir trug, um das erhoffte Gut bezahlen

zu können. Außerdem stand ich unter Druck, hatte keine Zeit für Diskussionen oder Verhandlungen, brauchte einfach nur etwas Wasser, um dann weiter zu können.

Noch einen Schritt von der Eingangstür entfernt, ließ es sich durch die spiegelnde Scheibe sehen und ich erkannte vier Personen darin. Zwei von ihnen liefen zwischen den Tischen entlang und wirkten wie Angestellte, die beiden anderen waren gerade im Begriff den Laden zu verlassen. Der Mann klinkte an der Tür, während er sich mit seiner jungen Frau unterhielt, die einen noch nicht verschlossenen Rucksack vor sich trug. Ich muss wie ein wildes Tier ausgesehen haben, als ich verschwitzt, schmutzig und mit keuchendem Atem taumelnd vor ihnen stand und mich von ihnen begafften ließ. Beide hatten vor mir Halt gemacht und befanden sich nun zwischen mir und der Eingangstür. Den Laden zu betreten beabsichtigte ich nun gar nicht mehr, denn was die Frau bei sich hatte, interessierte mich viel mehr: Aus dem kleinen Rucksack in ihrer Hand, noch immer geöffnet, schien ein in Papier gewickeltes Sandwich heraus sowie eine kleine Flasche mit orangefarbener Flüssigkeit. In der anderen Hand hielt sie noch eine weitere große Flasche mit Wasser.

Was ich tat, das tat nicht ich, sondern mein mich kontrollierender Instinkt: Er befahl mir der Frau den Rucksack zu entreißen und sogleich auch die Flasche Wasser aus der anderen Hand. Ohne ein Wort des Dankes stürzte ich an ihnen vorbei, um die Ecke hinter dem Geschäft und rannte so schnell ich konnte in die nächste Gasse hinein. Als ich mich umsah war mir nicht so, als hätte mich irgendetwas gesehen.

In der Gasse hielt ich sofort an, öffnete die Flasche Wasser und leerte sie zur Hälfte aus. Ich schluckte fast gar nicht, alle Flüssigkeit lief direkt meine Kehle hinunter in den Magen, die Lippen waren noch immer trocken. Dann sackte ich zusammen und verharrte mit kurzen Atemzügen dort ganz leise.

Als ich wieder zu mir kam, konnten – so hoffte ich – nur wenige Minuten vergangen sein. Ich kehrte zurück von den Toten, ein Verdursteter wurde wiederbelebt. Natürlich nahm ich mit dem Schluck Wasser nur ein Minimum dessen auf, das mich am Leben erhalten würde. Aber ich weiß genau, dass nicht viel gefehlt hätte, um mich endgültig zu erledigen.

Das Herz schlug wieder gleichmäßiger und der Druck hinter den Augen ging zurück. Alles sah nicht mehr so verschwommen aus, als würde man am späten Nachmittag eines heißen Sommertages in einer im Schatten gelegenen Hängematte aufwachen,

nachdem man sich nach einem üppigen Mittagmahl zur Ruhe gelegt hatte. Die Kraft kehrte heim und füllte meine Gliedmaßen mit Leben. Alles was ich wollte war zu rennen. Und das tat ich auch.

Vernünftigerweise schlug ich die abgekehrte Richtung zu Maries Diner ein, um den Beklauten nicht wieder in die Arme zu laufen. Der Ort endete bereits nach etwa einhundert Metern, hier lichteteten die Häuser aus, weit und breit keine Strommasten mehr, keine Postkästen, parkenden Autos, es begann einfach wieder die Wüste. Ein paar Mal noch sah ich zurück, ob man meinen Diebstahl bemerkt oder verfolgen würde, dann schaute ich wieder nach vorne und konzentrierte mich auf die Aufgabe.

Es mag unglaublich erscheinen, aber ich entdeckte nur wenige Augenblicke später wieder den Kojoten. Das war nicht so schwer wie man annimmt, da des Kojoten Tarnung auf dem beigefarbenen Wüstengrund durch die gelbe Tasche im Maul hinfällig wird. Und diese nahtlose Wiederbegegnung mit meinem Ziel war, wie in vielen realistischen Berichten, nicht weniger unglaublich als würde jemand eine Leuchterscheinung am Himmel sehen und im selben Augenblick seine Uhr stehen bleiben. Können wir wirklich bei jeder derartigen Erscheinung von einer unveränderten Prämisse ausgehen? Außerirdische, wirklich? Treffen hier nicht vielmehr zwei physikalisch erklärbare Phänomene zusammen, die der Mensch nur zu etwas formiert, das sein einfältiger Geist sich zu umreißen fähig ist? Hat man vor tausenden Jahren nicht auch die Bewegungen des Mondes als von Göttern beeinflusst betrachtet und heute lachen wir im geschichtlichen Hintergedanken über diese Primitivlinge, denen nicht die wunderbar glänzende Elektronik zur Verfügung stand, wie sie heute Teil jeder Belehrung und wissenschaftlichen Instanz ist?

Was seltsam ist, ist bei weitem selten so seltsam, dass wir uns dem ehrfürchtig anzunehmen hätten! Wie oft schon träumte ich von einem Mädchen, das ich monatelang nicht gesehen habe, und mir dann am folgenden Morgen nach der traumreichen Nacht begegnet ist?! Einfach so! Zufall oder sich bewegendes Zahnrad eines nicht verstandenen Mechanismus?

Der Kojote jedenfalls war dort vorne, ganz klar zu sehen. Meine gelbe Tasche noch immer an ihrer Schlaufe im Maul vor sich tragend. Wie vertraut blickte er zurück, suchte nach mir, schaute wieder in die Wüste und trabte in gemächlichem Schritt los. Und ich flüsterte mir zu: »Das ist es also, wie? Dann soll es so sein.«

## Tag 2

Bis zum Abend des vorherigen Tages änderte sich nichts an meinem Schicksal: Möglichst kraftschonend lief ich dem Kojoten nach, stets einen Abstand von 100 bis 200 Metern haltend. Nie kam ich ihm näher, selten gewährte er mir eine Pause, immer öfter schaute er zurück und erkannte nun wohl langsam, dass ich ihn nicht kampfflos mit seiner Beute ziehen lassen würde.

Im Grunde fühlte ich mich ein wenig wie er: Nicht wirklich schuldig darin, ein Verbrechen begangen zu haben, aber doch mit beständigem Adrenalin-Spiegel im Blut, da ich verfolgt würde. Die Gefahr davor, gefasst und zurückgehalten zu werden, bewirkte das. Besonders was mich anging: Während meiner Verfolgung hatte ich ausreichend Gelegenheit darüber nachzudenken, dass mir wegen des Diebstahls die Polizei bereits auf der Spur sein könnte, obwohl ich weder jemanden verletzt noch getötet hatte. Nur der blöde Rucksack, vollgestopft mit belastenden Dingen, hing in meinen Händen.

Hätte ich nicht gestohlen, wäre ich jetzt tot. Weder stahl ich um des Rucksacks Inhalt wegen noch um Gerechtigkeit zu widerfahren. Ich stahl allein deswegen, um zu überleben. Ist daran etwas Verwerfliches?

Und was den Kojoten betraf, wollte ich auch ihm kein Leid zufügen. Warum sollte ich dem Tier Böses wollen, wenn es nur meine Tasche fallen ließe? Es wusste wohl ebenso wenig etwas Falsches getan zu haben, wie ich mir wegen des Rucksacks keiner Schuld bewusst war. Und doch waren wir beide Gejagte.

In der Dämmerung geschah das gleiche wie in der vorherigen Nacht, nur dass diesmal weniger Licht über die weite Prärie leuchtete: Der Mond sichelte ab, außerdem waren ein paar Wolken aufgezogen. In der Dunkelheit stolperte ich ein paar Mal schwer, da in dieser Landschaft weit mehr unsichtbar wirkende Büsche wuchsen als noch in der steinigen Wüste. Das Gelände war ebenmäßiger aber eben auch dichter bewachsen, sodass man nicht mehr so leicht den Umriss des Kojoten hervorsteht sah. Aber irgendwann lief er langsamer und hielt schließlich an.

Ein paar Minuten lang lief er unschlüssig in einem größeren Kreis, schnüffelte an Felsen und Pflanzen, scharrte im Boden, hechelte, heulte, hustete. Dann legte er sich nieder, und zwar auf die gelbe Tasche, die mit zunehmender Dunkelheit das letzte war, das man noch erkennen konnte. Dass sie noch immer dort lag und sich nicht

bewegte, bewies mir die Anwesenheit des Kojoten, da ich annahm, er würde sie nicht so einfach zurücklassen.

Sollte ich mich anschleichen und ihn überwältigen? Sollte ich schreiend auf ihn zurennen und davonjagen? Oder war ich einfach froh, dass er nun endlich zur Ruhe kam und auch mir Gelegenheit zum Verschnaufen bot?

In der Dunkelheit lauernd, hielt ich einen Abstand auf Sichtweite ein und grub mir langsam und leise eine Kuhle im lockeren Prärie-Boden. Dort legte ich mich hinein und spähte über einen flach aufgetürmten Sandhügel immerzu die gelbe Tasche an. Aber sie bewegte sich nicht. Nur der Kopf des Kojoten, so glaubte ich, hob sich alle paar Minuten, schaute eine Sekunde um sich herum und legte sich wieder zum Schlaf. Dieses Verhalten ließ auch mich nicht schlafen. Aber nun hatte ich endlich einmal Gelegenheit, das Diebesgut durchzusehen.

Mit gefühlvollem Fingerzupfen führte ich den Knopf des Reißverschlusses entlang seiner Bahn und nahm das Erstbeste aus dem Rucksack heraus. Es war eine Kamera. Dann kam das Paket zum Vorschein, das mir erst Anlass gab, nach dem Rucksack zu greifen – das eingewickelte Sandwich, wie ich meinte. Bevor ich fortfuhr, wickelte ich es aus und staunte in der Tat über ein belegtes Brot, das ich sogleich, aber nicht zu hastig und vor allem nicht zu laut, hinterschlang. Das Brotpapier grub ich ein, damit der Kojote es nicht riechen und aus seinem Schlaf geweckt werden würde. Dann war da noch die Flasche mit orange gefärbter Flüssigkeit. Da sie kein Etikett trug, drehte ich sie leise auf und roch daran; es schien wohl Limonade zu sein. Weiterhin waren im Rucksack verstaut eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug, eine zusammengelegte Bluse, zwei Taschentücher, ein kleiner Spiegel sowie ein Bündel Ausweispapiere, darunter mehrere Hefte, die mit einem Gummiband zusammengehalten wurden.

Erneut schaute ich auf und prüfte die Position meiner gelben Tasche. Derweil knotete ich das Gummiband ab und schlug einen der Aufweise auf. Das Passbild war das eines Mannes, also hatte die Frau wohl die Papiere für sie beide verwahrt. Auch ihr Reisepass fand sich kurz darauf. Dazu noch Reiseschecks, Versicherungsscheine, Flugtickets und Notizen. Alles Wichtige beisammen, sodass es sich leicht im Auge behalten und ebenso leicht stehlen ließ. Bis auf die Getränke und das Feuerzeug schütete ich alles weitere aus und setzte den Rucksack ordentlich auf den Rücken – für den Fall, dass der Kojote unerwartet rasch aufspringen und weiterziehen sollte.

Durch die Nacht hindurch schlief ich keine Minute. Alles verblieb in grenzenloser Aufmerksamkeit in Erwartung des Kojoten nächste Schritte. Und ich machte mir erstmals philosophische Gedanken über meine Situation, mein Vorhaben: Wie wichtig es mir wirklich sey, den Inhalt der Tasche zurückzuerhalten, das darin liegende Buch. Immerhin hatte ich bisher schon das Gesetz übertreten, war sozusagen ein Verbrecher, veränderte mein Leben zum Schlechten und Unmoralischen, nur um dieses Buch noch ein letztes Mal in den Händen halten zu dürfen! Und dabei messe ich dem geschriebenen Wort doch eine so erhebliche Bedeutung bei. Denn es ist neben dem Interesse an den Vorgängen des Himmels so ziemlich das einzige, das Mensch und (alle anderen) Tiere voneinander unterscheidet. Zumindest kenne ich keine Lebewesen außer uns, die für das Licht der Sterne oder dem zaghaften Lauf der Planeten zu begeistern sind.

Die nächtliche Luft der vorherigen Nacht kühlte mich aus und ich deckte mich mit allem zu, das um mich lag: Dem Rucksack, der Bluse, den Taschentüchern, sogar dem Wüstensand. Nun wünschte ich mir sehr wohl die angestaute Wärme zurück, die ich am Nachmittag noch aus meinem Hemd entlassen hatte. Ich wäre sogar bereit gewesen, mich an das Fell eines schlafenden Kojoten zu pressen.

Nun kann ich es nicht erklären, aber mein frostiger Atem und die kalten Glieder machten mich doch müde und ich schlief für eine Weile ein. Als ich wieder erwachte, was es taghell geworden und ich erschrak als ich sah, dass sich mir zwei Polizeibeamte mit vorgehaltener Waffe näherten.

Obwohl sie nur noch Meter von mir entfernt waren, prüfte ich zunächst den Zustand der gelben Tasche und erkannte, dass der Kojote bereits weitergezogen war; jedoch nicht sehr weit, ein gelber Punkt war noch immer inmitten einer staubigen Wolke in einiger Entfernung auszumachen. Bevor ich aufspringen und ihm nachlaufen konnte, waren die Polizeibeamten an mich herangetreten und forderten mich mit energischer Stimme auf, alles liegen zu lassen und langsam mit erhobenen Händen aufzustehen. Die beiden wirkten gestresst, was ich ihnen anhand der Temperaturen nicht einmal verübeln konnte. Mir würde es auch keinen Spaß machen, wenn ich mitten in der Wüste einen in Lumpen gewickelten Fremden festnehmen sollte. Während der erste Beamte mir ganz nah stand und durch seine Sonnenbrille einen unnahbaren und durchaus beeindruckenden Status vermittelte, befand sich der zweite etwas

abseits und sprach in sein Funkgerät. Offenbar hatte er Probleme in dieser Einöde den Kontakt zur Basis-Station zu halten.

Wie aufgefordert erhob ich mich ganz langsam und streckte die Hände in die Luft. Die auf mich gelegten Dinge und eine Menge Sand fielen von mir ab. Im Nachgang schüttelte ich Kopf und Körper, sodass nur noch mehr Sand aus mir herausrieselte. Und im Blickwinkel behielt ich den Kojoten mitsamt seiner Staubwolke. Wenn ich jetzt lospreschte, würde ich ihn noch einholen können ...

Der Polizist machte wieder einen Zug in meine Richtung und erwartete offensichtlich mich im nächsten Moment festzunehmen. Jedoch kam ich ihm zuvor, und wie er einen Schritt auf mich zuing, machte ich einen Schritt weiter in meine Karriere als Verbrecher.

Alles ging nun ganz automatisch vor sich: Wie von einem Blitzschlag gelenkt, fegte ich ihm seinen Revolver aus der Hand und stieß ihn mit beiden Armen zurück, sodass er rückwärtig auf den Boden fiel. Ehe er seine Orientierung wiederfand, hatte ich den Revolver gegriffen und bedrohte nun ihn. Das sah nun auch der andere, zog seine Waffe und stellte in der halb ausgeführten Bewegung fest, dass ich ihn unlängst anvisiert hatte.

»Meine Herren, ich habe noch nie mit einem Revolver gefeuert. Aber seien Sie versichert, dass ich Sie hier und jetzt erschießen werde und in der Wüste vertrocknen lasse, wenn Sie mir zu nahe kommen!« – Das war natürlich nur ein übertriebener Bluff, ich würde für den Inhalt der gelben Tasche ja doch nie zwei Menschen tö...

Anschließend ging ich mit den beiden zu ihrem Polizeiwagen zurück und forderte sie mit auf sie gerichtetem Revolver auf, sich mit ihren Handschellen aneinanderzuketten. Der zweite Polizist musste mir seine Waffe übergeben, ebenso wie alle Schlüssel, vom Polizeiwagen ebenso wie von den Handschellen. Dann mussten sie sich mit einem weiteren Paar Handschellen an ein Gitter im Wageninneren ketten.

»Ich muss mich nun entschuldigen.«, gab ich wortkarg an, »Sie sind in Reichweite ihres Funkgeräts und die halbe Flasche Wasser dort auf ihrem Rücksitz müssen Sie sich teilen. Ich hoffe, wir sehen uns nie wieder.«

Mehr gab es nicht zu sagen; ich kehrte ihnen den Rücken zu, und warf einige Meter vom Auto entfernt einen der Revolver und die Autoschlüssel in die Büsche. Dann konnten die beiden Polizisten nur noch wahrnehmen, dass ich mich im Laufschrift



über die westlichen Hügel davonstahl und einer Staubwolke hinterherjagte, die nun kaum noch von einem Wüstenbusch zu unterscheiden war.

Was treibt einen Menschen nur zu solcher Unvernunft, zu so einer Wahnsinnstat, zwei Polizeibeamte zu überwältigen, ihnen die Waffen zu klauen und sie hilflos in der Wüste zurückzulassen? Müsste ich nicht damit rechnen, dass ihnen ihre Kollegen zu Hilfe kommen und die wohl größte Treibjagd in der Geschichte dieses Landes beginnt? – Und zwar nach *mir*?

Aber wie es bei den meisten komplizierteren Entscheidungen geschieht, hat man nicht die weitreichenden Konsequenzen vor Augen, sondern entscheidet allein für den Moment. Als ich das immer getan habe, behielt ich mir ein wenig an Hoffnung, dass sich die eventuellen Folgen, die es zuvor abzuschätzen und zu vermeiden galt, mit der Zeit und der Offenbarung weiterer Optionen von selbst aufklären.

Nun gut, das trifft auf private Entscheidungen zu. Was meinen Fall anbelangt, werde ich wohl unumgänglich von der Polizei gejagt werden, selbst wenn ich meine gelbe Tasche zurückbekomme. Und da ich das Geschehene nicht umkehren kann, konzentriere ich mich lieber weiter auf die Dinge, die mir zu tun verbleiben.

Etwa gegen Mittag hatte ich den Kojoten auf Sichtweite wieder eingeholt. Diesmal schmerzten auch meine Glieder weniger, die Bänder und Muskeln waren gut vorge dehnt, um mir eine ausreichende Ausdauer zu gewährleisten. Das sieht allerdings nicht darüber hinweg, wie töricht es ist, einen Dauerlauf unter der Wüstensonne durchzuführen, selbst wenn man Unmengen von Wasser bei sich hätte.

Als ich dem Tier schon ganz nah war, es musste sogar hin und wieder eine Art kurzfristigen Sprint durchführen, um den Abstand wieder etwas zu vergrößern, kam mir die Idee, den Kojoten zu erschießen. Ich trug ja noch den Revolver mit sechs Schuss bei mir. Sogleich hielt ich inne und kramte die Waffe aus dem Rucksack heraus. Den Hahn zurückgespannt, legte ich an und ... hielt abermals inne.

War es wirklich meine Absicht, ein Lebewesen zu ermorden, nur um einen Gegenstand zurückzuerhalten? Ich weiß, dass ich anfangs betont hatte, *alles* dafür zu tun. Aber jetzt sehe ich den Kojoten wie ich mich selbst sehe: als ein Opfer der Umstände, ursprünglich ohne böswillige Absicht.

Plötzlich ging mir wieder die Bedeutung dieses Buchs durch den Kopf; ich legte an und drückte ab. Der erste Schuss schien das Tier soweit zu verfehlen, dass ich nicht einmal sah, wo das Projektil einschlug. Der zweite, unverzüglich nachgesetzte Schuss

verfehlte ebenfalls sein Ziel, krachte aber mit einer kleinen Staubwolke nur Meter neben dem Kojoten in den Sand, der sich unlängst durch den Knall aufgemacht hatte, dem Lärm zu entfliehen. Da ich nun die Differenz zwischen anvisiertem Ziel und tatsächlichen Einschlag erkannte, legte ich ein drittes Mal an und drückte ab. Aber nichts passierte.

Ich zog noch weitere vier Male am Abzug, aber der Revolver gab keinen weiteren Schuss ab. Infolgedessen fluchte ich, wütete und trampelte, lief ein paar Meter vor, schrie in den Himmel, schrie nach dem Kojoten und warf einen Stein nach ihm, bis mir weder Kraft noch Muße für weitere Vergeltungstaten verblieb. Denn ganz im Sinne meines üblichen Verhaltens, erfuhr ich nun die unerwartete Konsequenz für ein unüberlegtes Handeln.

Es galt nun, einen Schritt zuzulegen, wenn ich dem Kojoten noch folgen wollte; mir kam es vor als würde er plötzlich doppelt so schnell laufen. Das Fluchen endete erst nach einer ganzen Weile, als ich keine Kraft mehr dafür hatte und sie lieber für den Betrieb meiner Beine reservierte. Doch mein Gehirn funktionierte noch ganz gut: Der Ärger über die nutzlosen Schüsse übertraf sogar noch den Ärger über den dämlichen Polizisten, der nach irgendeinem Schusswechsel seine Waffe nicht nachgeladen hatte. Möglicherweise hätte nur ein dritter Schuss ausgereicht, um diese Hatz zu beenden, und mich in mein normales Leben zurückzuwerfen. Oder man sieht es so, dass gerade der nicht erfolgte dritte Schuss mich davor bewahrt hat, in ein Leben zurückzukehren, in welchem mich eine Gefängnisstrafe erwarten würde.

Aus diesem Grund könne man meinen, ich sey dem Tier sogar zu Dank verpflichtet, dass es existierte; dass es mich an meinem Kostbarsten beraubt hat, mich quälte und müßig schreiten ließ, mich selbst zum Dieb machte, allein der neuen Lebenserfahrung wegen. Mit dieser Erkenntnis keineswegs zufriedengestellt, denke ich an all die vergangenen Stunden und Einschränkungen, die ich erdulden musste, und mich dem Tod so nahe brachten, wie nie ein Ereignis zuvor. Im Einfluss des Hungers und Durstes schwebt vor mir eine alternative Erfahrung, worin ich mich am Lagerfeuer meiner Zeltgemeinschaft sehe, ein Bier verköstige und Geschichten austausche. Aber selbst wenn ich die Möglichkeit hätte, mich durch einen Zauber an genau diesen Platz zu »transferieren«, die lange vermisste Erfrischung in Händen hielte und nicht wenig an Abenteuern der letzten Zeit zu erzählen hätte, würde ich diesem Vorgehen

entsagen. Denn es bedeutete den Verzicht auf die Fortsetzung der Jagd, und die vage Möglichkeit, meine Tasche zurückzubekommen.

Nach einer weiteren Stunde – die Stunden werden nicht mehr als Stunden wahrgenommen, sondern am Ende eines Tages als Erfahrungen weniger Minuten abgetan – im Laufschrift von doppelter Geschwindigkeit erreichen das Tier und ich eine weitläufige Senke mit relativ steilen Wänden, die fast wie ein Krater aussieht. Sobald ich vom Grat des »Krater«-Randes zum Fuß desselben hinunterlief, verblasste der kühlende Wind zu einem nicht länger bemerkbaren, auf die Lungen und die Haut drückendem Hitzeschatten, der sich besonders am Boden der Senke zu konzentrieren schien. In der Tat kam es mir so vor, als wären meine Füße erwärmt als mein Oberleib. Keuchend hielt ich einen Moment inne, glaubte kaum noch Luft zum Atmen zu finden.

Zu meinem Glück hatte auch der Kojote diese am Boden aufgestaute Hitzewelle bemerkt und ließ augenblicklich seine Zunge aus dem Maul hängen. Wie erwartet sah er sich nach mir um. Vielleicht einem Hitzestich geschuldet, war ich mir in diesem Moment sicher, mit einem raschen Sprint so nahe heraneilen zu können, um das Tier zu überraschen. Gleichzeitig tat sich die Befürchtung auf, ein solcher Sprint könnte mich den letzten Quant an Energie kosten und eine Verfolgung wäre nicht länger möglich. Ich sah mich bereits als getrocknete Mumie hier in diesem Hitzekessel liegen, halb von Büschen verwachsen und erst nach vielen Jahren gefunden.

Da ich dem Tier den ganzen Nachmittag bei nahezu doppelter Geschwindigkeit hinterhergerannt war, hatte ich meinen gesamten Wasser-Vorrat aufgebraucht. Auch diese Frage quälte mich aufs Neue: Woher sollte ich *hier* Wasser bekommen? Als ich gerade über den Rand des Kessels kam, ermöglichte mir ein rascher Blick in alle Richtungen die Erkenntnis, dass die nächste Siedlung außer Sichtweite liegen musste. Und selbst wenn es sich anders verhielte – sollte ich abermals zu einem Diebstahl genötigt werden, oder könne etwas Schlimmeres gar nicht mehr passieren?

Zunächst trat diese Frage zurück, denn abermals wurde dieses Land von der Dämmerung heimgesucht und ich hatte Mühe, den Kojoten nicht aus den Augen zu verlieren. Wenn diese steilen Wände doch nur wirklich eine Falle seien, dann könnte ich das Tier in eine Nische treiben und überwältigen! Dass dieser ideale Plan Resultat meiner Erschöpfung sey, erkannte ich damals nicht an.

Noch ehe wir die hintere Wand des Kessels erreicht hatten – der Kojote schritt noch immer genau vorwärts, immerzu in eine bestimmte Himmelsrichtung, als habe er ein ganz konkretes Ziel – war es so dunkel, dass man die Hand nicht länger vor Augen sah. Die Mondsichel reflektierte noch weniger Licht als die Nächte zuvor, kaum ein Blick war zwischen Finsternis und unmerklichem Schimmern zu unterscheiden.

Schwarz wurde mir vor Augen, der Wind flaute bis zur Totenstille ab. Nun konnte ich mir nicht mehr sicher sein, das Bewusstsein verloren zu haben, und sozusagen in einer Metasphäre zu schweben, haltlos und ziellos. Dabei war mir mein Ziel durchaus bekannt, wenschon auf meinem Abenteuer nichts so leicht verloren gehen konnte wie der Kontakt zu Tasche und Dieb.

Also trat ich noch langsamer, noch bedächtiger, im stetig wachsendem Bedürfnis nach Festigung meiner Hoffnung, ich wäre an der Verfolgung noch anteilig – und würde nicht in unabänderbarer Dunkelheit durch einen Wüstenkrater am Ende der Welt schleichen, während der Kojote, ein letztes Mal auf den ihn verfolgenden Menschen zurückblickend, sich mit noch leiseren Schritten als den meinen über den hohen Berggrat des Kessels davonstiehlt.

Aber ganz so weit waren meine Gedanken noch nicht. Zunächst gebot mir mein Instinkt die nächsten Schritte meines Vorgehens, zu welchem Zeitpunkt zu entscheiden sey, die Verfolgung zwecks wenigstündiger Nachtruhe zu unterbrechen. Irgendwann musste das Tier ja schlafen, und ich nebenbei bemerkt auch. Aber nur, um meinen Durst zu vergessen.

Hoch aufgerissen die Augenlider, die Pupille geweitet, um auch das letzte Licht erfassen zu können. Dann wieder ein Schlurfen oder Treten, und wie ich in diese Richtung meinen Kopf wende, blitzt für einen Moment ein schummrig-gelber Fleck auf.

Aber ich behalte die Ruhe, bleibe still und unbeweglich; mache einen Schritt, sobald das Gelb ein weiteres Mal erscheint. Nähern tue ich mich auf diese Weise nicht, aber zumindest bleibe ich Teil und Verursacher der Verfolgung, begnüge mich des Nachts mit dieser vagen, aber doch vorhandenen Gewissheit, die Kontrolle der Jagd zu besitzen. Dies ist die Nacht, nicht mein Umfeld, kann kaum sehen, friere, bin zu überraschen, zu täuschen, verwundbar. Der Nachteil spielt gegen mich. Doch sobald die ersten Sonnenstrahlen den Kesselboden fluten und zu unerhörten Temperaturen

aufkochen lassen, wandelt sich alles, die Sinne lassen sich wieder nutzen, der Vorteil kehrt zurück. Oder wenigstens wird es eine faire Jagd.

Ein weiteres Mal leuchtet die Tasche auf, begleitet von einem Hecheln und Stöhnen. Ich scheine näher dran zu sein als geglaubt. Kontrolliert bewege ich mich vorwärts, in so kurzen Schritten, dass ich dabei die Arme weit von mir strecke, um die Balance zu halten. Das Atmen unterdrücke ich, seit einer halben Stunde schon ist mein Puls durch diese »schleichende Annäherung« zur Ruhe gekommen.

Wieder blitzt die Tasche auf, doch diesmal an der gleichen Stelle wie zuvor. Ich halte inne und starre in die Nacht; hoffe, dass mein von Schweiß erfüllter Geruch oder gar das Knurren meines Magens mich nicht verraten. Dann warte ich.

Nach zehn Minuten tut sich nichts, nach einer halben Stunde noch immer keinerlei Geräusche oder visuelle Regung. Vorsichtig beuge ich die Knie, taste mit den Händen den noch warmen Wüstenboden, lege mich gänzlich auf den Bauch. Flach atmend starre ich weiter in die Richtung, wo zuletzt die Tasche zu sehen gewesen ist, stets bereit zum Aufspringen.

Es erstaunt mich selbst, wie lautlos ich mich niederlegen konnte, und nun möglicherweise auf *gar nichts* starre, das ich für das Echo meiner Tasche hielt.

### Tag 3

Am nächsten Morgen – finde ich die Lösung heraus: Von dem mir gestohlenem, unersetzbaren Stück Papier träumend, öffneten sich behutsam meine verklebten Augen, während der erste Schweiß auf meinem Rücken ausperlt. Eine Zeitlang hatte ich geschlafen, mein Kopf war aber immer noch nach vorn gerichtet. Dann erblickte ich den Kojoten, nur 15 m von mir entfernt, im Sand schlafend; die inzwischen verdreckte, am oberen Rand zerbissene Tasche unter seinen Vorderläufen. Der Brustkorb hebt und senkt sich in raschen Zügen und lässt mich vorstellen, dass er, noch geschockt durch die Schlüsse des vergangenen Tages, fest schläft.

In den nächsten Minuten umreißt ich einen wagemutigen Plan, zu dessen Ausführung ich seit Tagen erstmalig die Möglichkeit erhalte. Diese Idee fesselte mich ungemein, so wie mich jede fixe Idee von der ersten Sekunde an die Unverweigerlichkeit der »abstreitbaren Fantasie« bindet. Viele Male in meinem Leben hatte es ausgereicht, auch nur mit einem Wort dazu getrieben zu werden, einen Gedanken

weiterzuverfolgen, auch wenn ich kurz darauf einsah, wie mühselig und gleichsam nutzlos mein Vorgehen war. Doch diesmal nicht. Diesmal entsprach meine Idee einem guten, sinnvollen Gedanken, und ich wunderte mich umso mehr, wie ich trotz Wassermangels im Gehirn auf einen so vernünftigen Einfall kommen konnte.

Jemand, der das Ganze objektiv bewerten kann, wird mich stattdessen eben nicht »vernünftig« nennen, sondern »verrückt«, »unbedacht« oder »verzweifelt«. Vielleicht sind auch alle drei Wörter Synonyme für die gleiche Sache.

Jedenfalls erwog ich mich anzuschleichen und mir die Tasche zu greifen, solange der Kojote schlafe. Von erstaunlicher Kraft beseelt, erhob ich mich vom sandigen Boden und stellte mich auf den Knien hockend auf. Ein letztes Mal schaute ich in jede Richtung und prüfte alles mich Irritierende oder Verratende ab. Dann stütze ich mich auf meine Hände und bin nun im Gang ganz ähnlich wie der Kojote anzusehen.

Schritt um Schritt setze ich voran und schleiche auf allen Vieren kriechend vorwärts. Der Eindruck meiner Knie und Hände in den relativ weichen Sandboden verursacht kaum Geräusche und ich fühlte mich unsichtbar. Hin und wieder drücke ich mit meinen Händen auf ein im Sand verborgenes Fels-Plättchen, sodass es mit einem kaum hörbaren Knacken durchbricht. Dann halte ich still und beobachte das in ständiger Voraussicht befindliche Tier, ob es darauf reagiert und sich regt. In Gedanken beschwöre ich ihn mit den Worten: »Folge deinem inneren Frieden, wenn ich dir sage: Pass' auf, wenn du die Augen aufmachst, und pass' auf, wenn du sie schließt!«

Als bald komme ich dem Kojoten so nahe, dass ich seinen Körpergeruch wahrzunehmen glaube. Das gleiche erwartete ich auch von meiner Person. Aber seine Augen sind noch immer verschlossen. Die zuckenden Augenlider und der hastig auf- und niedergehende Brustkorb deuten auf einen unruhigen Schlaf hin, als würde er von meiner Annäherung träumen und befürchten müssen, ich entreiße ihm die Tasche.

Was mich betraf, verging mir jede Angst vor einem Scheitern meines Plans. Mir blieb ohnehin keine Zeit mehr umzudenken. Es wäre nur zu töricht, jetzt umzukehren und mich wieder hinter einer Sanddüne zu verkriechen, um erst dann die Verfolgung wieder aufzunehmen, wenn sich das Tier ausgeruht hatte. Nein, was ich begonnen hatte, musste nun auch unweigerlich und unabhängig der Gedanken an die Konsequenzen zu Ende gebracht werden!

Wenige Meter trennten mich noch vom Schlafplatz und ich hielt mich mit dem Atmen zurück. Von meinen Ellenbogen lief Schweiß herab und hinterließ nässende

Stellen dort, wo ich mit der Hand aufsetzte. Die Kleidung knirschte mir mit jeder Bewegung am Leib, scheuerte und drückte, aber ich ignorierte all das. Wichtig war nur, dass ich eine Armlänge in Reichweite gelangte, um dann mit einem unüberlegten und hastigen Griff die Tasche zu fassen. – Und sie natürlich festzuhalten, auch wenn sich der Kojote auf mich stürzt und in mir verbeißt. Ein wenig Hoffnung bewahrte ich mir mit der Vorstellung, der Griff nach der Tasche könnte ihn so sehr erschrecken, dass er jaulend einfach so davonläuft.

Aber meine Augen sagten mir anderes: Denn je näher ich kam, desto größer und bedrohlicher wirkte der Kojote. Die aufgestellten Haare seines ebenfalls schwitzenden Körpers wirkten nun wie die einer wilden Bestie, eines nicht begreifbaren Etwas. Die Zähne wirkten plötzlich fletschend, die Pfoten nicht mehr zierlich, sondern so gewaltig, dass sie mich niederschlagen könnten. In der Tat war ich schließlich so nah, dass ich mir der tatsächlichen Todesgefahr bewusst wurde. Trotzdem drängte mich mein Kriechen weiter nach vorne. Und wenn man erkennt »Das schaffe ich doch nie!«, basiert dies nicht auf mangelhaftem Selbstvertrauen, sondern auf der kritischen (und berechtigten) Eigeneinschätzung!

War ich wirklich so lebensmüde, alles für den Inhalt einer Tasche zu riskieren? Tut man so etwas eigentlich nicht nur für nicht-materielle Dinge, wie den Schutz eines anderen Lebens? Ich weiß, es gibt diese Menschen, die würden selbst für ein Bündel Banknoten freihändig eine Felswand hinaufklettern, oder um des Prestige Willen mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug springen. So etwas nennt man wohl heute Extremsport; dennoch sage ich denen, die sich bei gefährlichen Sportarten lebensgefährlich verletzen: Lasst sie sterben. Damit die Menschheit von Idioten wie diesen gefiltert wird.

Und nun betrachte ich mein armseliges Dasein. So riskiere ich seit Tagen meine Gesundheit; befinde mich in permanenter Gefahr zu verdursten oder durch einem Hitzschlag tot umzufallen. Kaum noch fähig zu atmen, krieche ich nun auf ein wildes Raubtier zu, das mich durch meinen erschöpften Zustand vermutlich problemlos überwältigen und in den Hals beißen könnte. Und auch wenn ich den vor mir sehenden Lohn nicht als Bündel Banknoten bezeichne, ist kein Unterschied zwischen mir und jemandem, der freiwillig ohne Sicherung an einer steilen Felswand klammert, 400 Meter über dem Erdboden, und mit verschwitzter Hand und letzter Kraft nach dem

nächsten Absatz greift, immer weiter seine Finger ausstreckt und keinen Gedanken daran verschwenden darf, im nächsten Moment abzuleben.

Genauso tat ich es in diesem Moment: Körperlicher Kräfteschwund, Durst oder quälende Hitze durften mich nicht von meinem Ziel ablenken. Es galt, die Hand das ersehnte Ziel greifen zu lassen, oder nichts zu sein. Davon hing einfach alles ab. Da mir unbekannt war, wie lange ich diese anstrengende Verfolgung noch weiterführen konnte, musste es mir jetzt gelingen, oder nie.

Die rechte Hand zitterte ein wenig und der Arm wurde mir schwer, als ich beides nach vorne ausstreckte. Die linke Hand stützte nun allein meinen Oberkörper und vibrierte ebenfalls. Schweißtropfen rannen mir von der Stirn, liefen in meine Augenwinkel, sodass ich eines der Augen zukneifen musste. Der ohnehin unscharfe Blick schummerte und blendete nun das Tier aus, sodass die gelbe Tasche in den Fokus rücken konnte. Nur noch das sah ich, nur noch das verstand ich.

Gebunden an meinen Eifer, existierten nur noch die Tasche und ich. Zugreifen war alles, das noch fehlte. Zugreifen, heranreißen, verschwinden, behalten. Zwei Hand breit fehlten noch, dann wäre die Geschichte beendet gewesen. Aber es kam wieder anders.

Das Biest schreckt auf und starrt mich an, als hätte es die ganze Zeit gewusst, wo ich zu finden sey. Als konnte es durch seine verschlossenen Augenlider hindurchsehen. Sein Knurren folgt sofort darauf, ebenso schnell erhebt sich der Kojote und richtet sich mit dem Kopf nach mir aus. Nur ganz kurz widmet er sich meiner Anwesenheit, glotzt und weiß, das auch ich weiß – dass keiner von uns die Tasche jemals aufgeben wird.

Starr vor Schreck bin ich von seiner Gestalt beeindruckt; so sehr, dass ich ihm noch ein paar Sekunden hinterherschau, während er die Verfolgung schon längst wieder in Gang gebracht hat. Doch was nützt das Ärgern, das Bereuen? Wieder laufe ich ihm hinterher, weiß dabei sehr gut wieso und wieso auch nicht. Was für eine Idiotie.

Für die nächsten Stunden laufe ich dem unermüdlichen Tier nach, keuche und schwitze, reibe mir den Leib vor Kälte, vor Hitze, vor Schmerzen. Alles, das ich noch bei mir trage, ist das Feuerzeug in meiner Hosentasche. Von allem anderen habe ich mich unterwegs entledigt, der Feststellung folgend, dass auch noch der kleinste Gegenstand eine Belastung darstellt. Die Schuhe drücken, die Kleidung reibt, ich weine aus Müdigkeit. Ich möchte kotzen und habe doch nichts im Magen, das zum



Übergeben ausreichen würde. Erstaunlicherweise formte sich mein Ziel umso klarer, je durstiger, hungriger und ermatteter ich wurde. Paradoxe Weise erinnerten mich diese Mängel nicht daran dem abzuweichen, sondern sie ließen mich Prioritäten setzen, die offenbar nicht mein Körper vorgab, der Geist aber schon. Das Ziel war die Tasche, mehr nicht. Und sollte ich dafür draufgehen, dann sey auch das gut so. Aber dann würde ich später wenigstens nicht sagen müssen, ich hätte zu früh aufgegeben, z. B. bei einer der vielen Gelegenheiten, zu denen ich dem Tod näher war als sonst irgendwann.

Noch immer habe ich den Kojoten im Blick, fixiere ihn mit angestrengter Konzentration, wenschon ich glaube, dass meine Beine nicht länger meinem Willen folgen. Sie wirken nun wie die Läufe und der Wille eines anderen, eines ausgeruhten Menschen; einer Person, der nichts fehlt, die nichts treibt, und doch mich treibt. Warum ich nicht längst durch Wassermangel oder einem sonstigen Indiz der endgültigen körperlichen Erschöpfung zusammengebrochen bin, kann ich nicht sagen. Woher kommt die Energie dazu? Geht sie wirklich von dieser Seite 296 in diesem Buch aus? Von dem, das sich dort zu verstehen findet? So glaubte ich endlich erlöst zu werden, als ich zwischen diesen kantigen braunen Felsen etwas *Andersfarbiges* im Wind flattern sah. Es musste ein Stück Papier sein!

Ungezählte Stunden war ich dem Kojoten durch die Wüste gefolgt, langsam die Klarheit meines Verstandes einbüßend. Ich sah überall Wasserquellen, ließ mich aber nicht ablenken. Ich glaubte in den großen eckigen Felsgebilden neue Häuser und Siedlungen zu sehen, in einigen aufrecht stehenden Pflanzen Menschenfiguren. Meine Füße machten keine Fehler, traten sicher zwischen die Steine und um jedes Loch herum, sodass ich tatsächlich einigermaßen mithalten konnte. Als wäre es das älteste Spiel meines Lebens, verlor ich ihn hin und wieder aus den Augen, rannte sogleich die nächste Anhöhe hinauf, spähte und fixierte den Kojoten. Er konnte mir keinesfalls entkommen. Und das wusste er scheinbar auch.

Die Landschaft war wieder felsiger geworden, nackter und bar von Sand und Vegetation. In der Sonne glänzten die heiß exponierten Flächen, Gräben und Schlieren im Untergrund zeugten von ehemals hier entlanggeflossenem Wasser, das daraufhin verdunstete. Und auch wenn ich für einen Schluck Wasser getötet hätte, wünschte ich mir keinen Platzregen. Denn der hätte ja auch die Spuren verwischt, denen ich oftmals folgen musste, um die Fährte des Flüchtenden nicht zu verlieren. Es war in der Tat nicht viel, das der Kojote hinterließ, nur ein paar seichte Pfoten-Eindrücke,

deren Umriss mir mittlerweile derart vertraut geworden ist, als wäre es meine eigene Hand-Innenfläche. Doch der kleinste Regenguss hätte all das vernichtet, und hätte mich vermutlich dennoch am Leben erhalten. Hin- und hergerissen zwischen diesen Wahrheiten sah ich nun dieses Blatt Papier im Wind flattern.

Zweifelsohne konnte es nur aus jenem Buch stammen, das in der gelben Tasche lag. Denn sie war genauso bedruckt, wie ich es von der Novelle in Erinnerung hatte, die gleiche Schriftart, der gleiche Satzspiegel; und als ich die Seite schließlich mit zerrissenem, geängstigtem Verstand vor mich hielt, da las ich auch, dass die Seite wirklich aus diesem Buch stammte. Seite 47, keine weiteren Blätter in der Nähe.

Dieser Fund motivierte mich ungemein. Mein Puls stieg rasend schnell an, meine Wahrnehmung weitete sich auf unbekannte Dimensionen aus, ich glaubte bis hinter die Berge am Horizont sehen und hören zu können. Plötzlich blendete ich auch den Kojoten und alles andere mich Bewegende aus. Denn der Kojote war es ja gar nicht, den ich verfolgte. In Wirklichkeit ging es nur um dieses Buch! Und wenn ich nunmehr einzelne Seiten daraus fand, musste ich annehmen, dass das Buch aus der Tasche gefallen oder herausgezerrt worden war, mit gierigem Gebiss zerstückelt und in alle Winde verteilt. Und wenn dem so war, dann interessierte mich der Kojote keine weitere Sekunde mehr! Dann galt es nur noch, schnellstmöglich alle Blätter aufzusammeln bzw. die Reste des Buches zu finden, ehe die Klimate diese einzigartige Erinnerung aus meinem Leben über dem Ozean verteilt.

Da ich zunächst keine weiteren losen Blätter oder Teile des Buches entdeckte, nahm ich die Verfolgung wieder auf. Ohnehin wären die Reste aus der Tasche in derjenigen Richtung des Kojoten zu suchen. Ich faltete Seite 47 in der Hälfte durch und steckte sie unter meinen Gürtel. Nun sah ich wohl auch, dass mir die Zeit auf zweierlei Wegen davonlief, zum einen weil ich kurz vor dem Verdursten stand, zum anderen weil dieser verflixte Kojote es irgendwie geschafft hatte, den Inhalt der Tasche zu verteilen.

Wüsste ich nicht, dass dieser Kojote nur ein dummes, seinen Instinkten folgendes Tier sey, könnte man fast vermuten, er habe den Tascheninhalt verteilt, um von seiner Spur abzulenken. Aber das war natürlich Unsinn. Es musste ein reiner Zufall sein, und ich der Pechvogel in dieser Regel.

Zum Fluchen hatte ich kaum noch Spucke, als ich auf diesem Hügelkamm stand und ein weiteres Stück dessen entdeckte, das ich die ganze Zeit verfolgte. Ich wünschte, es wäre ein Teil vom Kojoten gewesen, leider war es ein Teil der gelben Tasche. Wie

ein Leuchtfeuer signalisierte mir der Fetzen gelben Stoffs, wohin ich zu laufen hatte. Ich hob ihn auf und versuchte zu erkennen, welchem Teil der Tasche er entsprach, es schien ein Stück Seitenmaterial zu sein. Aber das würde niemals alles sein können.

Dort hinten lief der Kojote und ich spähte ihm ein paar Sekunden mit zusammengekniffenen Augen nach. Dadurch erkannte ich erst, dass er noch immer etwas Gelbes im Maul zu tragen schien. Mich erwütete dies und ich schritt schneller und energischer. Ich wollte diese Jagd nun endlich zum Ende bringen, ohne Gedanken an die dadurch ereilten Verluste für mich oder das Tier.

Dann geschah eben das, was meiner Vorstellung entsprach: Der Kojote stoppte, legte die Tasche vor sich hin und schnüffelte mit seiner Schnauze darin herum. Als er seinen Kopf wieder aus der Tasche herausnahm, folgten ihm einige Blatt Papier, die sofort im lauen Wüstenwind davongetragen und in alle Richtungen verteilt wurden. Ich erschrak. Noch einmal senkte er seinen Kopf hinein, wühlte und verbiss sich in irgendetwas, schaute hervor, und abermals verteilten sich ein paar Blätter in der Weite. Doch die Tortur fand eine Fortsetzung: Der Kojote biss nun von außen ein paar Mal kräftig auf die Tasche, schüttelte sie durch die Luft und trat darauf herum. In dieser Hinsicht benahm er sich sehr menschlich, als würde er seinen Frust ungehemmt zum Ausdruck bringen. Vermutlich wusste er gar nicht mehr, dass ich ihn verfolgte und nun fassungslos beobachtete. Vielleicht hatte er von dieser Verfolgung ebenso genug wie ich. Deshalb hoffte ich auch, dass er die Tasche nach seinem Wutausbruch einfach liegen lassen würde, sodass ich mir die Reste abholen könne. Doch nichts von dem geschah.

Ein letztes Schnappen nach Luft, dieses verdammte Tier, dann zog es mit der Tasche los. Und ich trieb meine Energiereserven in die Verzweiflung, indem ich lossprintete und auf dessen letzten Standort zusteuerte. Klüfte und im Weg liegende Felsen überflog ich geradezu, schwebte von Stein zu Stein, indem ich jeden nur mit der Spitze meiner Zehen bewegte. Der Blick war starr geradeaus gerichtet, visierte die erste im Sand liegende Seite Papier an, griff sie wie im Flug, dann zur Nächsten. Diese war bereits im Begriff vom Wind davongetragen zu werden, ich stampfte sofort meinen Fuß darauf. Nach einer Weile hatte ich ein gutes Dutzend Blätter aufgesammelt und aufeinandergestapelt und zusammengefaltet in meine Hosentasche gestopft. Keines von ihnen enthielt das, das ich eigentlich suchte. Und doch kam ich der Gefahr näher, dass darunter sich diejenige Seite verberge, die mein ein und alles sey.

Hitze und Durst waren vergessen; nun schaute ich traurig der von aufgewirbelten Staub charakterisierten Spur des Kojoten nach, der mittlerweile ein gutes Stück Vorsprung angesammelt hatte. Zumindest schien er keine losen Teile vom Buch mehr freizugeben.

Und welche Seiten hätte ich mittlerweile übersehen, die sich unlängst mit den Winden davongezogen und meiner geschwächten Wahrnehmung entgangen sind? Könnte ich das Vermisste bereits hier im Wüstensand finden, und wüsste es nur nicht? Folge ich dem Kojoten noch tagelang und ist er gar nicht mehr im Besitz des Fotos? Dies nicht zu wissen ist furchtbar, und ich wünsche keinem anderem diese empfundene Qual.

Dieser Gedanke verfolgte mich noch die ganze folgende Nacht, die ich in absoluter Finsternis zubringen musste. Der Mond zeigte nicht einmal mehr eine haarfeine Sichel, außerdem waren Wolken aufgezogen. Wieder stellte sich die Frage, ob der Kojote noch dort ruhen würde, wo ich ihn zuletzt wahrgenommen habe. Wieder zweifelte ich einen Irrtum an, weil ich keinerlei Bewegungsgeräusche aus seiner Richtung vernahm. Wieder schlief ich mit der Ungewissheit ein, am nächsten Morgen alleine zu erwachen. Warum ich noch am Leben war, kann ich nicht sagen.

Die Nacht wog mich sanft, immer wieder fürchtete ich zu erwachen, schlief aber trotzdem unnahbar fest und träumte von längst vergessenen Dingen. Da waren diese zwei Personen, die an einer Straße stehen, und zwar auf der jeweils gegenüberliegenden Seite. Es regnet etwas und beide verfolgen das eine Ziel, haben keine Augen für die Menschen oder fehlleitende Gedanken. Und doch warten sie auf den richtigen Moment; warten auf diese eine Gelegenheit, von der sie gar nicht wussten, dass sie Teil ihres Lebens sein würde. So wie das mit dem Glück ist: Gleich einem entfernten Verwandten, dessen Existenz man stets erwartet, über den man sich aber erst freut, wenn er an die Tür klopft und man sich von Angesicht zu Angesicht begegnet. Diese beiden jungen Leute, das waren ich und *sie*, warten nun auf eine Lücke zwischen der sich nach Feierabend in die eine oder andere Richtung schleppenden Autoschlange. Dann tut sich eine auf, weil ein Lastkraftwagen an der Anhöhe im Osten langsamer wird, und die beiden Personen treten einen Schritt auf die Straße. Wo sie zuvor entnervt in die eine, dann die andere Richtung sehen, um der Gefahr herannahender Wagen mit Übersicht zu begegnen, schauen sie nun erstmalig nach vorne, aufeinander zu. In dieser Sekunde sehe ich meine zukünftige Frau zum ersten Mal.

Wir blicken einander an und es ist nicht viel, das uns unterscheidet. Wir sind wie entfernte Spiegelbilder, stehen nur wenige Meter auseinander, und sind doch so ähnlich wie die gleiche Person. Wir kennen unsere Namen nicht, weder die vom anderen, noch unsere eigenen. Nur dass wir hier stehen, wissen wir.

An diesen Moment erinnere ich mich immer gerne zurück, er wird mir nie langweilig, er nutzt sich nicht ab. Es ist das Besondere, das nur ich kenne, und sonst niemand auf der Welt. Es ist dasjenige Attribut, das mich einzigartig sein lässt, und aus genau so einer Quelle ziehe ich meine Stärke, meine Ausdauer, meinen Lebenswillen. Wer glaubt, mich im Schlaf töten zu können, ist schwer im Irrtum. Denn sofern ich träume, ist mir jeder Tod ... das Leben.

## Tag 4

Es muss ein Lächeln gewesen sein, das mich beim Erwachen auszeichnete. Obwohl mir der Rachen so trocken kratzte, als hätte ich Sand gefressen, atmete ich noch. Tautropfen hatten sich auf meinen Lippen abgesetzt und liefen nun vereinzelt in meinen Mund. Die Nasenflügel sind mir vor Trockenheit eingefallen, die Lippen waren nur einen Spalt geöffnet, um ein wenig Luft anzusaugen. Aber das Wenige reichte mir offenbar zum Überleben, so wie mir das Wenige genügte, um ein dummes Wüstentier über viele Tage zu verfolgen. Dieser vierte Tag konnte aber auch genauso gut mein letzter sein.

Nicht länger auf behutsame Stille bedacht, stand ich aus dem Wüstensand auf, streckte meine Glieder und fühlte mich wie letzten Tag einer langen Tortur, wenn schon ich nicht unmöglich wissen konnte, dass es heute zu Ende ginge. Erst nach meinem Ausstrecken und Gähnen drehte ich um mich, den Kojoten zu fixieren. Aber er war nicht mehr da.

Mich überraschte diese Erkenntnis wenig, und zu meinem eigenen Erstaunen hatte sie kaum noch einen emotionalen Effekt auf mich. Vielleicht war es das, was mir das Schicksal sagen wollte; vielleicht sollte jeder einmal im Leben an seine Grenzen stoßen, nah dem Sterben sein. Und erst dann lernt man den gemäßigten Umgang mit allen anderen Geschehnissen.

Furchtlos ging ich zu der Stelle, an der ich den Kojoten zuletzt beobachtet hatte. Da gab es eine eingedrückte Kuhle zwischen den Grasbüscheln, seine Beine hatten im Sand gescharrt. Zweifelsohne war dies sein Schlafplatz gewesen.

Eine Fährte führte von dort weg, nach Süden. Ich folgte ihr für vier Stunden mit immer gleich bleibender Geschwindigkeit. Mein Puls schlug gleichmäßig und zurückhaltend, wie der eines trainierten Marathonläufers, oder – um meinen Vorfahren eher zu entsprechen – wie der eines konditionierten Mammutjägers. Der musste sicherlich auch einige Tage seiner Beute folgen, und konnte nicht alle paar Stunden für eine Pause anhalten.

Während des Laufs spürte ich die hin- und herschlagenden Organe in meinem Unterleib. Milz und Leber sackten auf und die Gedärme ab, hin und wieder schleuderte etwas Weiches gegen die untersten Rippenbögen. Alles fühlte sich sehr »beweglich« an, wirkte seltsam auf mich, hinderte mich aber in keinerlei Weise am effizienten Lauf.

Einige Sekunden schaute ich nach vorne und wich Büschen und Steinen aus, dann suchten meine Augen wieder den Kontakt zur Trittspur des Kojoten, die sich ausgesprochen leicht nachverfolgen ließ. Der Abstand zwischen Vorder- und Hinterläufen waren mir bereits so eingepägt, dass ich den nächsten Pfotenabdruck voraussah, ehe ich ihn tatsächlich visuell wahrnahm.

Nach den besagten vier Stunden erreichte ich ein seichtes Tal, an dessen Innenwänden sich ein Flösschen entlangzog und die nächststehende Vegetation bedingte. Deshalb wuchs ein grüner Gürtel aus kleinen Bäumen und jeder Menge kniehohen Pflanzen entlang der Ufer, und ließ all das wie eine kolorierte Oase in der sonst Beige bis Braun gefärbten Wüste erscheinen. Zum Glücke meines Umstandes hatte der Kojote den gleichen Gedanken wie auch ich, und war dem Fluss zum Trinken zugelaufen.

Während auch ich mich der verlockenden Landschaft näherte, dachte ich darüber nach, um welchen Fluss es sich eigentlich handeln konnte. Hatte ich die Karte noch gut im Kopf, die ich zuletzt erst vor einigen Tagen angeschaut habe, und bedachte ich auch die Himmelsrichtung, in die ich seit Tagen gelaufen bin, musste dies der Turopi-Fluss sein, den man nach einem ehemaligen Indianerstamm in der Gegend benannt hatte. Das wiederum bedeutete, dass ich insgesamt eine Strecke von rund vierzig Kilometern zurückgelegt haben musste.

Kurz bevor ich das rettende Ufer erreichte, verlor ich fast das Bewusstsein. Ich stürzte regelrecht auf dem Weg durch die Ufer-Vegetation und fiel mit dem Kopf in den Fluss hinein. Und dann trank ich mehrere Minuten lang. Ich trieb, auf dem Rücken liegend, zum Ufer zurück, und landete an einer matschigen Stelle an. Körper und Kleider zerschunden, der Geist benebelt, beinahe ausgetrocknet wie ein Toter. Nun pausierte ich eine halbe Stunde. Der Kojote hatte seine Fährte hinterlassen, er konnte mir nicht entkommen.

Die Reaktivierung meiner Kräfte dauerte wenigstens noch eine weitere halbe Stunde an. Anschließend ließen sich wieder die Knie beugen, die Finger strecken, die Handgelenke drehen, die Augen öffnen. Die Atmung normalisierte sich, der Herzschlag richtete sich nach seiner gewohnten Frequenz. Die Taubheit schwand und wandelte sich in klares Hören, die Schultern waren wieder zu spüren. Auch die Hüfte spannte nicht länger den Unterleib ein, sondern bedingte freie Bewegungen.

Auch wenn es genauso gut sein konnte, dass mir der Kojote noch weitere drei Tage Verfolgung abverlangt, ahnte ich, dass es heute enden würde. Ich bildete mir sogar ein, den Kojoten zuletzt humpelnd und vor Erschöpfung schnaufend gesehen zu haben, weiß aber nicht mehr genau, ob es nicht nur eine verblässende, erträumte Erinnerung war.

Die Spur verlief entlang dem Ufer, ohne dass ich eine Abzweigung zum Wasser selbst erkennen konnte. Scheinbar war der Kojote hierhergetrottet, in die Ufer-Vegetation eingedrungen, aber trotzdem auf trockenen Pfaden geblieben. Dann war er nach Westen umgeknickt und lief eine Weile auf einem alten Trampelpfad von ziehenden Tieren, sodass sich seine spezielle Fährte schwieriger, jedoch nicht unmöglich erkennen ließ. Durch die Deutlichkeit der Abdrücke selbstsicher geworden, ging ich nun anstatt zu laufen und sparte mir meine Kräfte auf. In dieser dicht bewachsenen Umgebung konnte man ohnehin keine zwanzig Schritte weit sehen.

Endlich führte die Spur vom Pfad ab, vom Wasser weg, hinein ins Dickicht und entlang einer Bergflanke. Hier konnte ich tatsächlich nur noch langsam treten, weil ich die Fährte nur dann erkennen konnte, wenn ich die dicht über dem Boden wachsenden, breiten Blätter irgendeiner Pflanze zur Seite bog. Hier und da eine Spur, dann wieder einige Meter nichts zu sehen, sodass ich im Kreis gehen musste. Das Tier konnte aber nur hier sein.

Eine weitere Stunde verging, wie ich durch das Unterholz kroch und meinen Magen nach Hunger schreien hörte. Wohin war der Kojote nur entflohen, hier gab es doch nichts als krautige Pflanzen, die sich an einem Abhang entlangzogen?! Von hier führte kein Weg aus dem Tal hinaus, außer an mir vorbei!

Und doch gab es da diesen Trieb nach Befriedigung, endlich der Wahrheit teilhaftig zu werden; zu sehen, was die Lösung ist, wie das Ende lautet, wohin es das wilde Tier gebracht hat. Wohingegen ich anfangs aufgrund meiner nicht vorhandenen Konditionierung an das wüstenartige Gelände benachteiligt war, sah ich mich nun im Vorteil. Nicht länger als hilflosen Menschen, der auf gut Glück einer Vermutung hinterherstürzt, sondern als jemanden mit allumfassender Kontrolle; jemanden, der das Spiel entworfen hatte, es spielte und gewinnen würde. Wie ein überlegener Jäger, dem die Umgebung intensiv vertraut ist, pirschte ich mich an das unsichtbare Tier an, allein mich meinen Instinkten hingebend. Und sie schienen es auch zu sein, die mir jetzt eine Form der Kraft zusagten, die ich vorher noch nicht erahnt hatte.

Dann zeigte mir mein Instinkt etwas, das die Augen allein nicht wahrnehmen konnten – den Weg in ein Versteck. Gerade noch lief ich aufmerksam zwischen dem Gestrüpp entlang, da formte sich in meinem Geist die Idee eines idealen Verstecks, oder wenigstens eines möglichst idealen Verstecks bezüglich der mir zur Verfügung stehenden Umgebung. Nun suchte ich intensiv nach einem Platz, an dem ich mich verbergen würde, wäre ich der Gejagte. Irgendetwas ruhiges und dunkles; nicht zu weit abgeschieden, um die Flucht wiederaufnehmen zu können; und doch so still und angsterfüllt, dass sich mein Verfolger nicht zu mir vorwagen würde. Ich selbst wäre natürlich bereit, diese Angst auf mich zu nehmen; nur für eine Weile, nur um zu entkommen.

Und ich schaute nun entlang des seichten Gefälles nach aufgewölbten Felsen, verborgenen und im Schatten liegenden Nischen, oder einer ... Höhle. Und dann sah ich sie, die Höhle. Ja, dort würde auch ich mich verstecken.

Eigentlich war es mehr ein tiefergehendes Loch in einer klüftigen Wand; in seinem dunklen Rahmen verborgen zwischen den schwarzen, darauf liegenden Schatten; verhangen von beidseitig hineinwachsenden Wasserpflanzen und Farnen. Mein Instinkt treibt mich deutlich hinein, ich spüre regelrecht, wie ich hineingezogen werde, dem innigen Wunsch folgend, die Sache zu Ende zu bringen.



So wagte ich mich an und verzieh der in mir wachsenden Angst vor der Finsternis und dem Unbekannten. Denn ebenso wie ich Mensch war, war ich gleichzeitig einfallsreicher Jäger – in Erinnerung an meine weit zurückliegende Vergangenheit – und auch Beute, die durch das Verborgene quälend geängstigt wurde, und diese Seelenpein auch niemals ablegen könne, selbst wenn wir mit einem fliegenden Auto auf den Mond zur Arbeit »fahren«.

In diesem Fall war es in Ordnung, ich beugte mich meiner Natur. Aber es war mein Willen zum Rückerhalt der Tasche, der diese Angst nur ein klein wenig überwog und damit das Gleichgewicht zugunsten meiner gemütvollen Bedrängung kippte.

Der Höhleneingang war nur ein wenig höher als er mir bis zur Hüfte reichte. Daher beugte ich mich auf allen Vieren vor und schob meinen Kopf in das Loch hinein, in der Hoffnung etwas zu sehen, riechen oder zu hören. Es klang im ersten Augenblick hohl, dann wirkte dieser Ort aber auch wohlig auf mich, vertraut und sicher. Obwohl ich die Höhle noch nicht einmal betreten hatte, gab es an dieser Stelle kein Zurück für mich. Der Kojote war dort irgendwo drin und schämte sich seiner Missetaten; verweilte in der Dunkelheit und wusste, dass ich ihn bald ergreifen würde.

Weiter tasteten sich die Hände an den Seiten der Höhle vor und ich schob den Körper nach. Hockend schaukelte ich einige Schritte vorwärts in die Dunkelheit, als ich fühlte, wie der Weg nach links abbog. Da ich mich hierdurch vom Eingang der Höhle entfernte, verlor sich auch das von außen eintretende Licht und mir wurde Schwarz vor Augen.

Es begann nunmehr der Kampf der Angst gegen die Vernunft: Ich befinde mich an einem dunklen, mir eigentlich unbekanntem Ort, den ich nur für vertraut hielt – soweit war ich mir im Klaren. Ich habe keine Orientierung und entzünde das kleine Feuerzeug, das ich aus dem gestohlenen Rucksack behalten hatte. Es scheint vor meinem Gesicht und die winzige, fast verlöschende Flamme reflektiert einen dumpfen, orange-roten Schein auf die nackten, nassen Felswände. In mir wächst die Angst, weil ich nicht weiß, was ich hier tue; wie ich dorthin gekommen bin; wie ich hinausfinde; wer mir etwas antun will und könnte. Es verstärkt sich die Gewissheit über mein Alleinsein und ich entwickle gesteigerte Panik. Es kommt zu jenem Moment, den man im Leben nur ein einziges Mal fühlen sollte (um dann daraus für alle Zeiten zu lernen), nämlich dass man sich an einem Ort befindet, an dem man nie gefunden würde, wenn man augenblicklich stirbt.

Ich stelle mich gegen diese Gedanken und lenke darauf hin, dass ich nicht den Verstand verliere, sondern ihn vielmehr einsetze, um mir der Realität und Ungefährlichkeit der Situation bewusst zu werden. Vor diesem Hintergrund sage ich mir, dass es nur die Dunkelheit, also das Fehlen von Licht ist, das mich nicht schauen lässt. Das gleiche erlebe ich des Nachts oder sogar, wenn ich mir die Augen mit den eigenen Händen verschließe. Und in der Dunkelheit ist das Fehlen von Licht völlig normal, und keine geheimnisvolle Magie; nichts, das sich nicht verstehen ließe, wenn man einen Moment von der Angst abdenkt und seine erfahrene Logik gebraucht! Immer wieder gewinnt die Angst die Oberhand und die Vernunft kämpft immerwährend dagegen an. Fast so wie die Frage, ob Kriege oder Menschen jeweils mehr Tote bedingt haben, obwohl beide gleichzusetzen sind.

Dann ist da noch das gefährliche Tier an sich, der Kojote. Vor Kurzem habe ich hautnah erleben dürfen, dass die Begegnung selbst nicht unterschätzt werden darf. Möglicherweise werde ich bei einem erneuten Kontakt mit einem derart aggressiven Verhalten entgegnet, dass ich es nicht überleben werde. Da ich den Weg nach draußen versperrte, könnte sich der Kojote bedrängt fühlen, und mich angreifen. Ich würde ja nichts anderes tun! Und sich aus der Bedrängung heraus zu erwehren, ist der einzige wirklich verzeihliche Angriff.

Der Mensch fürchtet solange die Tiere nicht, wie er sie (durch Technologie oder Wissen) zu kontrollieren weiß. Sobald sich die Handlungen nicht mehr voraussagen lassen – so klein das Tier auch sein mag – fördert es die Angst im Menschen. Diese Aussage kann zu einer beliebigen Zeit im nächsten Tierpark überprüft werden: Besucher, die sich vor einem Gorilla-Käfig oder einem Heuschrecken-Terrarium aufstellen, werden die eingesperrten Wesen mit Neugierde und erheiterndem Ekel begaffen. Sie werden ruhigen Schrittes davortreten, durch den Glauben gesichert, dass ihnen – den Besuchern – eine elitäre Sicherheit zugutekäme, der sie sich nur hingeben müssten. Und ebenso ruhig werden sie vom Gehege wieder fortgehen. Aber was geschieht, wenn die Käfigtür aufspringt und eine Handvoll Gorillas entflieht? Wenn die Scheibe des Terrariums berstet und Dutzende kleiner Heuschrecken durch die Luft zu entkommen versuchen, zwischen den Besuchern flattern und auf ihrer Kleidung landen? Genau dann wird der Mensch in eine abstruse Form der Panik verfallen, die er vorher, gesättigt durch das gefühlte Beisein von Sicherheit, nicht erwartet hat. Alles unerwartet Geschehene wird sich in handfester Aufregung manifestieren, und ihn zu

Dingen treiben, die sonst nie tun würde. Vielleicht wäre er – ganz instinktiv handelnd – sogar bereit, sein Leben denen seiner Kinder vorzuziehen. Wir wissen nicht was geschieht, sobald wir die Kontrolle verlieren. Wir wissen nicht einmal genau, wann wir sie verlieren könnten. Prävention, Achtsamkeit, Nachlässigkeit und Routiniert-heit werden immer miteinander wechselwirken, solange die Arroganz des Menschen besteht, dahingehend ein Konstrukt aus Sicherheit zu generieren, wo sich keines aufstellen lässt.

Abgelenkt durch diese Gedanken, erreiche ich mit leisem Fortschreiten die be-nachbart gelegene Kammer, deren Decke so hoch ist, dass ich beinahe stehen kann. Das Feuerzeug ein wenig geschüttelt, spendet es mehr Licht und wirft ein Bild der ehrfürchtigen Anerkennung zurück: Etwa fünf Schritte breit und ungefähr zwanzig Schritte lang ist dieser Teil des Höhlensystems nun, und der Schein meines Feu-erzeugs erreicht kaum die hintersten Winkel. Viele der Spitzen und Stufen liegen weiterhin in der Dunkelheit und werden von mir nicht erfasst. Der schroffe Fels zeigt mir eine unebene Oberfläche, mit vielen Graten, Scharten und Winkeln, die alle ein zersetztes Relief ergeben. Die vor mir liegende Welt wirkt fast dynamisch und im Feuerschein flimmernd, tänzelnd und »aufgeregt«, als würden die Wände leben. Aber es lebt noch etwas ganz anderes dort unten.

Vorsichtig schreite ich weiter voran und bete, dass mir das Licht nicht versagt. Dann sehe ich das erschöpfte, am Boden liegende Tier, den Grund meiner Jagd. Der Kojote hat sich in eine seitliche Nische zurückgezogen, seine Schnauze liegt auf dem Boden auf und schnauft in den losen Sand, sodass er periodisch aufstiemt. Ich halte ihm mein Feuerzeug entgegen, aber der Kojote zeigt keinen Ansporn mir zu entwischen. Er liegt einfach nur da und atmet fürchterlich schnell, als würde jetzt er von der Angst dominiert werden. Das mir zugewandte runde Auge spiegelt wie ein weißer Glanzfleck und beobachtet mich sehr genau. Aber so nahe ich auch komme, das Tier bleibt am Boden liegen, atmet und keucht, schnaubt und hechelt, als würde es mit ihm zu Ende gehen. Die beiden Vorderläufe liegen rechts und links seiner länglichen Schnauze flach am Boden, die Krallen sind eingefahren. Eine Handbreite vor ihm liegt meine zerfetzte, gelbe Tasche.

Dass dies die einzige, von mir seit langem erhoffte Chance sey, bemerke ich sofort. In meiner Funktion als Jagender erkenne ich die Niederlage meiner Beute und nä-here mich zur Vollstreckung der letzten Tat. Aber es war keinesfalls die Trachtung

nach seinem Leben, ganz im Gegenteil! Trotz meiner offenkundigen Überlegenheit lag mir einzig daran, die Tasche wieder in meinen Besitz zu bringen und dann zu verschwinden. Dass mir das Tier kein Leid mehr zufügen würde, das konnte ich ja deutlich sehen!

Also bückte ich mich vor dem Kojoten und hielt das Feuerzeug flach ausgestreckt über dem Boden. Der Kojote selbst wich weder zurück noch reagierte er anderswie auf meine Annäherung. Noch immer auf zurückhaltende Vorsicht bedacht, griff ich mit der freien Hand nach dem Gurt der Tasche – und fasste sie. Und das Tier sah mir dabei mit willenslosen Augen zu.

Ich fühlte mit ihm, denn ich kannte sein Gemüt: Jedes Mal, wenn ich nach einer halben Stunde Aufenthalt aus einer heißen Badewanne kletterte, sind mir die Knochen zu Mus zerfallen und die Muskeln gleichen widerstandsloser Watte. Ich atme schwer und mein Kopf ist vom Schwindel benebelt. Und immer wieder aufs Neue dauert es rund eine Stunde, bis ich mich wieder mit gewohnter Stärke bewegen kann. Doch dann schloss der Kojote seine Augen und hörte zwei Züge später einfach mit dem Atmen auf.

Ich verharrte noch eine Minute in der Hocke und beobachtete ihn genau. Nichts regte sich. Meine Beute war gestorben. Und innerhalb von Sekunden wechselte das Gefühl der Befriedigung, endlich die Tasche wieder in den eigenen Händen zu halten, in ein wuchtiges Aufdringen von Schuld, da ich offenbar das Tier zu Tode gehetzt hatte. Und das, obwohl ich mich all die Zeit als Opfer gefühlt hatte!

»Du blöder Kerl! Da war gar nichts zu fressen für dich in der Tasche!« – Ich wartete und wischte mir die herausgeschrieene Träne weg. Keine Reaktion auf meine Worte, die innerhalb des Gewölbes sehr stark geschallt hatten. Ich wagte nicht, das gestorbene Tier weiter zu belästigen und kehrte mich mit betrauerter Miene ab; die Tasche in meine Hand gekrallt.

Schmutzig und schuldig bahnte ich mir beim kleinen Feuerlicht den Weg zurück zum Eingang, und trat schließlich zurück ins Sonnenlicht. In den Himmel aufschauend, bedachte ich meine Taten, mein unhaltbares Vorgehen, das am Ende einem Lebewesen das Dasein gekostet hatte. Aber war es das wert? Ist überhaupt irgendetwas es wert, dass man dafür ein Leben eintauscht? Anfangs dachte ich das noch, immer in Gedanken an das mir gestohlene Gut. Und innerhalb weniger Tage wurde ich eines Besseren belehrt, nicht jeden Gegenstand auf der Welt mit einem unendli-

chen Wert zu belegen, ihn gar über das Leben eines »lumpigen, dreckigen Kojoten« zu stellen. Denn hatte nicht auch er dieses gefährliche Spiel eingeschlagen und am Ende verloren? War er es nicht, der vielmehr *mich* unterschätzt hatte? Oder den mir gegebenen Willen?

Hin- und hergerissen zwischen Verantwortung tragender Schuld und Ignorierung beobachteten Ablebens zur Freude des zurückerhaltenen Gegenstands suchte ich die Antwort in der Tasche in meinen Händen. Bislang hatte ich noch gar nicht hineingesehen um festzustellen, ob wirklich enthalten war, das ich darin vermutete. So sehr vom tragischen Tod abgelenkt, bemerkte ich nicht, wie sehr ich mich verändert hatte. Wäre ich noch vor einem Tag für die Ergreifung der Tasche gestorben und hätte vor ein paar Stunden noch für einen Blick auf die Unversehrtheit des Buches getötet, war mir dieser Erfolg nun nebensächlich geworden und stellte sich neben der moralischen Beobachtung in jene Kleinlichkeit zurück, die sie war.

Mit beiden Händen hielt ich die Tasche vor mich und betrachtete die zerbissenen Gurte, die durch den scharfen Sand und zwischen Felsen entlanggescheuerte Oberfläche. Fast das gesamte Gelb war heruntergekratzt und ließ die Tasche zu einem rein zweckgebundenem, wertlosen Behältnis werden. Die Tasche war nun wie mein Körper. Und sein Inhalt auch.

Das Buch nahm ich heraus und ließ die Tasche fallen. Man konnte es kaum noch mit einer Hand halten, denn Buchrücken und Teile seiner Seiten bröselten bereits heraus. Mein Gesicht verzog sich zu Unmut und Schweigen. Bedächtig schlug ich die ersten Seiten auf und blätterte immer weiter. Bis zu Seite 296, die durch das dazwischensteckende Foto als Lesezeichen markiert wurde. Mit ununterbrochener Stille nahm ich das Foto zwischen die Finger einer Hand und ließ jetzt auch die Leiche eines Buches auf die Tasche fallen. Das Foto hielt ich vor mein Gesicht.

Ganz trocken wurden meine Augen vom dauerhaften Betrachten. Es war der letzte Blick auf dieses Foto, das meine vor vier Jahren verstorbene Frau zeigte. Es gab nur noch dieses Foto von ihr, nichts anderes.

Einmal trug ich ihr von meiner großen Liebe zu ihr vor. Dass sie die Richtige für mich sey und ich sie so unbeschreiblich lieben würde, dass es sich kaum richtig ausdrücken ließe. Und sie antwortete, es seien nicht die Worte, die sie beeindruckten, sondern mein Mut ihr so etwas gesagt zu haben. Es war der Tag, an dem ich geschworen hatte, mein Leben für sie zu geben. Und heute war der Tag, an dem dieses

Versprechen ein Leben, jedoch nicht das meine, eingefordert hatte. Es war der Tag, an dem mir bewusst wurde, dass es richtig sey, das Foto am Eingang der Höhle abzu-legen. Um eine Grabstätte zu kennzeichnen. Um meinen Respekt vor dem wegen mir gestorbenen Lebewesen auszudrücken. Um die Gefahr zu unterbinden, dass durch meinen Ehrgeiz ein weiteres Wesen ablebt.

Und vielleicht auch, um einen Ort zu kennen, an dem nicht nur irgendein Kojote verendet ist, sondern mit ihm meine Furcht und Liebe für alle Zeiten.